



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N<sup>o</sup>. 20.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

### Achtundzwanzigstes Kapitel.

Klas war ungeheuer verdrücklich und in unlöslichen Zweifeln. Er hatte von dem Zank zwischen dem fremden Herrn, dem Fräulein und ihrem Vater gehört. Er hätte sich aber nicht träumen lassen, daß das Fräulein wirklich fortgehen würde. Am wenigsten, daß Kosein, seine Kosein, dem Fräulein nach Amsterdam folgen und ihn verlassen könnte. Dieß sollte nun aber wirklich ausgeführt werden. — Kosein stand bei Klas im Bügelzimmer.

„Aber der Herr Kapitän hat ja nachher gar nichts zum Fräulein mehr gesagt vom Hausverlassen,“ rief Klas wie verzweifelt.

„Meinst Du, das Fräulein wird erst warten, bis der Kapitän sie hinauswirft?“ lautete Kosein's Entgegnung. „Sie braucht sich von dem Kapitän, der ja gar nicht ihr Vater ist, — das nicht gefallen zu lassen. Sie hat eine sehr reiche, alte, kinderlose Tante in Amsterdam und da geht sie hin, und ich bin natürlich dort, wo mein Fräulein ist. Gepackt haben wir schon und warten nur auf den Wagen.“

„Das Fräulein hat ja genug Kammerjungfern bei ihrer Tante, die drei haben soll,“ meinte Klas, „Du kannst ganz gut hier bleiben.“

„Um dem Kapitän die Morgenhäubchen zu plätten und ihm die weißen Unterröcke zu bügeln, — nicht wahr?“ gab Kosein zurück.

„Du kannst ja bei mir hier bleiben,“ meinte Klas.

„Da wäre es eben so nett, wenn Du uns nach Amsterdam folgen würdest,“ entgegnete Kosein.

„Ich würde es auch thun,“ nahm Klas dieß ganz ernsthaft auf, sich in dem krausen Kopf frauent, „denn ich mache mir nichts aus dem Kapitän, wenn's nicht um die versprochene Erbsumme wäre. — Der Kapitän kann vielleicht doch nicht so übel stehen, als es heißt, oder wieder zu Geld kommen, und gehe ich jetzt fort, habe ich für meine langen Jahre nichts.“

„Ich würde nicht so auf die Erbschaft bauen,“ ließ Kosein sich vernehmen, „ein gesunder, tüchtiger Mann sollte nicht auf Erbschaften hoffen, sondern selbst so viel verdienen, daß er sich irgendwie ein Geschäft gründen kann, und Du bist nur zu faul und zu träge dazu, Klas.“

„Du suchst Zank mit mir,“ brummte Klas. „Ich sage, wie ich's denke,“ antwortete Kosein. „Wenn Du fortfährst, ein Träumer auf diese Erbschaft zu sein, so nehme ich Dich nicht,“ sagte Kosein bestimmt. „Ich kann nicht auf Dich warten, bis ich alt bin, vielleicht nimmst Du mich dann nicht, und ich habe meine schönsten Jahre auf diese Weise verträdel.“

„Du bist ja erst vierundzwanzig Jahre, Kosein, und kannst noch gut warten,“ warf ihr Verehrer ein.

„Nein, ich bin noch nicht ganz dreiundzwanzig,“ rief Kosein dagegen ärgerlich, „aber Dein ewiges Warten auf die Erbschaft gefällt mir nicht. Mach' Dich frei, schaffe etwas, erwirb, bemühe Dich, gründe eine Gärtnerei, und ich will Deine Frau werden, — bis Du das angefangen hast, betrachte ich mich auch nicht als Deine Braut. Du darfst mich nicht besuchen, Du darfst mir nicht etwa schreiben — nun das thust Du so wie so nicht — aber ich betrachte das Verhältnis als aufgelöst bis dahin.“

Klas sah sehr finster aus. „Und während dessen wirst Du in Amsterdam einen Andern finden und den nehmen.“

„Deshalb beeil' Dich mit dem Anfangen. Uebrigens will ich Dir aus Gnade und Barmherzigkeit,“ lachte Kosein, „ein Vierteljahr Zeit geben und so lange mit anderen Bekanntschaften warten.“

Da der Wagen, welcher die Sachen des fortreisenden Fräuleins aufnehmen sollte, jetzt vor dem Hause hielt, so ließ Kosein ihren Verehrer mit einem kurzen: „Nun adjes, Klas“ stehen und eilte zu ihrem Fräulein. Eine

halbe Stunde später rollte der Wagen mit vielen Koffern, Kisten und Schachteln beladen der Rotterdamer Bahnstation zu.

Klas hatte Kosein unzählige Male die Hand gedrückt, — der Kapitän von seiner Tochter nicht Abschied genommen und sie den Vater nicht aufgesucht.

Als Gesine in den Wagen stieg, stand van Heeren mit finster zusammengekniffenem Munde und zornig blitzenden Augen am Fenster und sah den Scheidenden nach.

Wie Klas, so befand sich auch Ben Halim seit der Abreise des Fräuleins van Heeren in einer sehr erregten Stimmung, diese war jedoch bedeutend anders geartet, als der Verdruss des holländischen Gärtners. Zorn, Erbitterung, wilde Gefühle von Enttäuschung und zerklünnerten Hoffnungen wogten in seinem Innern, obgleich er, wie immer, sein regungsloses, unbewegliches Neupere mit der ihm eigenen ruhigen Würde bewahrte.

Es war gerade, als ob nichts in der Welt seinen großen, runden, glühenden Augen entgegen könnte. Er hatte Gesine zum Bahnhof fahren und abreisen sehen. Er hatte Klas, der seiner Kosein nachgecilt war, um am Bahnhof nochmal Abschied zu nehmen, getroffen und von diesem erfahren, daß der Kapitän seine Tochter von sich gewiesen und sie in bitterem Zorn geschieden wären. — Das vernichtete mit einem Schlage die jahrelang mit heftiger Leidenschaft festgehaltenen schönen Träume des Schwarzen. Das Fräulein hatte ihn, der auch an den Wagen trat, um ein Wort vielleicht mit ihr sprechen zu können, keines Blickes, keines Wortes gewürdigt, seine Anrede einfach überhört und zur entgegengesetzten Seite gesehen. Das hatte ihn empört und einen wilden Zorn und einen finstern Wuth in seinem verschlossenen Innern entfesselt. — Er kannte den Kapitän und so sah er denn die Sache an, als ob van Heeren diesen Zank nur als Komödie aufgeführt hätte, um seine lästige gewordenen Ansprüche hiedurch auf gute Manier los zu werden. — Er haßte den Kapitän von diesem Moment an auf's Bitterste. Er hatte ihn nie geliebt, aber für nothwendig gehalten, sich ihm zu fügen und jene Dienste zu leisten, welche der Kapitän von ihm verlangte. Er nahm eine vertrauliche Stellung dem Kapitän gegenüber ein und hatte mit ihm zusammengearbeitet und mit ihm und für ihn manchen schlimmen Streich vollführt, um den Reichtum des Kapitans zu vermehren. In dieser Unterordnung hatte er die Rolle eines ergebenen Dieners namentlich vor fremden Augen gespielt, damit er den Kapitän ganz für sich



Die „Donna Anna“. Des Kapitans Liebling. (S. 230.)

gewinne, um diesen so dankbar sich ihm verpflichtet zu machen und dadurch sein Ziel — Ehe zwischen Schwarzen und Holländerinnen gehören in den Niederlanden nicht zu den Unmöglichkeitlichkeiten — zu erreichen, und jetzt suchte der Kapitän, nach seiner Auffassung des Vergefallenen, auf solche Weise ihm zu entschuldigen, das sollte er nicht ungestraft thun, — der Neger bebte vor Zorn und Erbitterung, indem er den Weg zum Landhause einschlug. — Er wollte jetzt mit dem Kapitän abrechnen.

Er kam auf dem Landhause an und ging, da er nie angemeldet wurde, in das plötzlich einsam gewordene Haus hinein, direkt in des Kapitäns Arbeitszimmer. Er traf diesen über Schriften und Rechnungen.

„Ah, Du Halim, was bringst Du?“ frug der Kapitän freundlich.

„Ich bringe nichts, Kapitän,“ sprach der Neger mit weniger Ehrerbietung als sonst, sondern sozusagen Mann zu Mann, „ich will etwas haben.“

„Was denn, Halim?“ frug der Kapitän, den veränderten Neger mit seinen hellen Augen scharf prüfend anblickend.

„Geld, Entschädigung, Aufklärung,“ sagte der Schwarze. „Das ist viel auf einmal,“ warf der Kapitän ein, „Du weißt, ich habe jetzt kein Geld,“ fuhr er fort, „und darin liegt auch die Entschädigung. Was meinst Du mit der Aufklärung?“

„Geld, weiß ich, können Sie jetzt nicht geben,“ erwiderte der Neger, „darin liegt aber die Entschädigung nicht, und die hängt mit der Aufklärung zusammen, — dem Beides betrifft Fräulein Gesine,“ entgegnete der Neger.

„Meine Tochter ist fort,“ antwortete der Kapitän kurz.

„Das weiß ich, und deshalb bin ich gekommen,“ sagte der Neger. „Sie wissen, was es mit der Dame für eine Verwandtschaft hatte.“

„Ich weiß gar nichts, Halim,“ erwiderte der Kapitän wenig entgegenkommend.

„Sie begünstigten mich in meiner Werbung um das Fräulein.“

„Niel mir nicht ein!“ gab der Kapitän zurück.

„Das thaten Sie doch, Kapitän, hundertmal thaten Sie das.“

„Du steckst voll Einbildungen, Halim,“ erwiderte der Kapitän, „und wenn Du je geglaubt hast, ich wollte Dir meine Tochter, obwohl sie nicht mein eigenes Kind ist, zur Frau geben, so bist Du ein Hansnarr gewesen, der verdient hat, am Gängelbunde geführt zu werden. Du habest meine Tochter gerne und das merkte ich und konnte es Dir nicht verbieten, habe ich jemals gesagt: Halim, ich will dafür sorgen, daß Du sie zur Frau bekommst?“

„Nein,“ sagte Halim mit seltsamem Zucken seiner starken Stirnfalten, „Sie sagten das nie und doch haben Sie mich mit Ihrer Tochter betrogen.“

„Mensch, was sagst Du?“ fuhr der Kapitän auf und stürzte sich auf den Neger, als wollte er ihn erwürgen, „und Du schwarzer Schuft wagst es, zu mir von Betrug zu sprechen! — Wieder stech ich Dich wie einen Hund!“ knirschte der Kapitän und ergriff einen Dolch, der bei seinem Schreibgeräthkasten lag.

Der Neger stand wie eine Statue und seine Augen glühten mit jenem unheimlichen Blutschein, er zog aus seiner Jade ein Messer, das er blitzschnell ausflachte. — Er hielt das lange scharfe Messer fest in der nervigen Hand und sah den Kapitän auf eine Weise an, daß dieser den Dolch auf den Tisch schleuderte und ausrief: „Ich habe meinen Kopf zum Zerpringen voll, und jetzt kommst Du mir noch mit Deinen Narrenspöcken.“

„Wir sind das keine Narrenspöcke,“ sagte der Neger.

„Ich bin Ihr Narr nicht mehr. Sie haben mich hintergangen, Sie hintergehen die ganze Welt. — Ich bin kein Schuft, ich habe Böses gethan für Sie aus Liebe zu jenem Mädchen, ich hätte gemerdet, die Welt in Brand gesteckt aus Liebe zu jenem schönen weißen Fräulein, denn sie ist der Teufel gewesen, der mir geschickte wurde, mich zu verblenden, damit ich schlecht werde. Ich habe jetzt auch das Fräulein erkannt und verachte jetzt auch dasselbe, weil es sich hat gebrauchen lassen, mich, einen armen schwarzen Menschen, in den Abgrund der schlechten Thaten zu stürzen. Ich habe von meinem Bösen nichts gehabt, ich sah nicht auf meinen Vortheil, ich blickte nur bei Allem, was ich that, auf jenes Mädchen. — Jetzt bin ich damit fertig, Kapitän. Ich kündige Ihnen hiemit den Dienst als Schiffsmann und sage Ihnen, daß Sie der niederträchtigste, hinterlistigste Bösewicht sind, wie solche nur das kluge Christenvolk ausspeit. — Sie haben mir den Verstand verrückt, und in dem Wahnsinn habe ich gehandelt und auch noch jenen armen Menschen über Bord gestürzt. Sein Tod komme auf Sie, denn Ihr Werk ist das eigentlich gewesen. Sie Verführer, Sie Teufel! Es war die letzte schlechte That, welche ich ausgeführt habe. — Aber wir rechnen auch ab, Schuft! Sie sollen ihren Lohn haben und nicht glauben, daß Sie Ben Halim mit dem Fuße nur so wegstoßen können, als wäre er ein Hund, der für Sie jetzt gegen den Wagen gezogen. Wir rechnen genau ab, Hallunke! — Ich komme in's Zuchthaus, aber Sie sollen mein Nachbar dort sein — Sie Teufel!“

Der Kapitän hatte, während der Neger sprach, seinen Mund immer fester zusammengekniffen und seine Augen leuchteten aus seinem braunrothen Gesicht immer fahler und gläsernder. Als Halim bei den letzten Worten angekommen war, fuhr der Kapitän krampfhaft mit der Hand in ein unter seinem Schreibtisch befindliches Fach, und als der

Neger jetzt sich zur Thür wandte, krachte ein Schuß donnernd durch das Haus und der Neger wälzte sich, gurgelnde Töne ausstößend, an der Schwelle der Thüre in seinem Blute.

Er hatte den Kapitän doch nicht völlig gekannt, den Gegner doch noch nicht richtig genug tarirt: die Kugel des Kapitäns — mit bewundernswürdiger Sicherheit entsetzt — hatte dem Neger das Genick durchschnitten.

Durch den überlauten Wortwechsel und den Schuß auf's Hestigste erschreckt und entsetzt, eilten Klas und der Knecht Andreas in das Zimmer ihres Herrn, sie stürzten fast über die Leiche des Negers und Klas wandte sich und rannte wie besessen fort aus dem Hause, das ihm nach dem Fortgang der Frauen so öde und trostlos und jetzt so schauerlich und furchtbar geworden war, laut „Mord, Mord!“ schreiend, der Stadt zu, während der Kapitän anscheinend in aller Ruhe die Schriften in dem Sekretär barg und den Schreibtisch verschloß.

#### Neunundzwanzigstes Kapitel.

Das Gerücht von dem im Landhause des Kapitäns van Heeren Geschehenen verbreitete sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, wozu das Schreien und die Flucht des Gärtners Klas nicht wenig beitrug.

Eine Stunde später war schon ein geschlossener Wagen unterwegs zum Landhause des Kapitäns und drei schwarzgekleidete Herren stiegen dort aus. Sie fanden den Kapitän ruhig in dem Garten auf und ab gehend. Er hatte die Herren erwartet, wie er sagte, und führte sie in sein Arbeitszimmer, wo Alles noch so war wie in dem Moment, als die Diener erschreckt hinausgesprungen.

„Sie haben den Mann erschossen?“ frug der eine der Herren den Kapitän.

„Ich schoß auf ihn,“ antwortete dieser, „in der Nothwehr!“

Die Leiche des Negers wurde nach Lage und Wunde untersucht, — in den starren Fingern hielt Ben Halim krampfhaft noch sein Messer —, die Alles ward zu Protokoll genommen und ein vorläufiges Verhör mit dem Kapitän angestellt.

„Erzählen Sie den Hergang,“ forderte ihn der Untersuchungsrichter auf.

„Das ist in wenigen Worten geschehen,“ sagte van Heeren. „Der Mann, mein Steuermann, verlangte Geld von mir, wozu er berechtigt war. Ich konnte ihm keines geben, weil mich die Versicherungsgesellschaft im Stich gelassen hat, der Mann wurde heftig, ich gleichfalls, — wir sagten uns böse Dinge und der Mann zog sein Matrosenfleisch und drang auf mich ein, ich griff in die Schublade hier und ziehe diese alte Pistole heraus, — der wüthende Schwarze kehrt sich um, sehen Sie hier, meine Herren, zu meinem Ständer, wo meine Jagdsinten stehen. Ich wußte, was ich zu erwarten hatte, wenn er sich umdrehte, und schoß ihn hinten in den Hals.“

„Wer war im Hause, als die That sich ereignete?“

„Ich glaube, der Gärtner und der Knecht.“

Andreas und Klas, der sich wieder eingefunden hatte, um seine Sachen zu holen und dann das Haus für immer zu verlassen, wurden vernommen. Sie hatten den Mann nicht zu ihrem Herrn gehen sehen, — sie hörten einen Streit, der Neger schimpfte ihren Herrn. Das hatten sie vernommen, gleich darauf ertönte der Schuß; als sie in's Zimmer sprangen, lag der Neger in der Nähe der Thüre, dicht bei dem Büchsenständer, der rechts von der Thüre sich befand. Weiter wußten sie nichts und mehr konnten sie nicht sagen.

Das wurde protokolliert.

„Herr Kapitän,“ ergriff jetzt einer der drei Beamten das Wort, „es ist hier ein Mensch getödtet worden, wie Sie eingestehen, durch Ihre Hand. Das Gesetz schreibt mir vor, Sie in Haft zu nehmen, — auch wenn Sie in völlig gerechtfertigter Nothwehr gehandelt — was die gerichtliche Behandlung des Vorfalles klarstellen muß.“

„Ich weiß das, mein Herr, ich habe mich, bis Sie kamen, darauf eingerichtet,“ erwiderte der Kapitän, „die Kofferchen enthält meine Wäsche und Kleider — ich bin bereit, Ihnen zu folgen,“ und der Kapitän schritt den Herren voran aus dem Zimmer zum Wagen, während Klas den Koffer trug.

Der Wagen rollte zur Stadt, wo van Heeren zuerst eine Nacht im Polizeigebäude zubrachte und dann, da seine Gegenwart als Zeuge in dem Prozeß der Versicherungsgesellschaft gegen Paul Siverss nöthig war, nach Amsterdam gebracht wurde. Dort bezog der Gefangene ein Zimmer, nur durch eine dünne Wand getrennt von dem, das den Untersuchungsgefangenen Paul Siverss beherbergte.

Herrn Blomkist kam diese Katastrophe im Hause van Heeren natürlich schnell zu Ohren und er notirte in dem kleinen Buch, das in Chiffreschrift den Titel van Heeren und Siverss trug: Punkt 11. Van Heeren erschießt aus Nothwehr in seinem Arbeitszimmer einen der beiden Belastungszeugen, seinen Neger Ben Halim.

Der Assistent, welcher Herrn Blomkist's vertraute Aufträge ausführte, erschien, um dem Chef seinen Rapport abzustatten.

„Haben Sie über Jan Buiten etwas erfahren?“ frug ihn Herr Blomkist.

„Ja, Herr Direktor, er besucht den Spielklub der „Keinen Harmonie“, er hat gestern dreitausend Gulden verloren.“

„Haben Sie nicht erfahren können, ob er früher vielleicht viel gewonnen hat?“ erkundigte sich Herr Blomkist.

„Er gewinnt selten,“ lautete die Antwort des Assistenten. „Er hat in dem letzten Monat verloren — zusammen dreißigtausend Gulden. Ich habe das erfahren vom Spieler Durant.“

„Und der Mann hat auch früher nie bedeutend gewonnen?“ forschte Herr Blomkist.

„Durant sagte mir, daß er früher nie höher als fünfzig Gulden gespielt hätte, erst seit etwa fünf Wochen machte er größere und große Einsätze, — und dieß, nachdem er fortgesetzt in den letzten Monaten Unglück gehabt.“

„Sie notiren das Alles und geben mir nachher das Blatt,“ sagte Herr Blomkist und entließ den Assistenten.

„Liebe bringt Leid!“ das sollte jetzt auch Fräulein Snider erfahren, die bis vor wenigen Wochen das letztgenannte Gefühl eigentlich doch nur dem Wortlaute nach kennen gelernt hatte. Abgesehen davon, daß ihr Vater nicht das Geringste thun wollte, um den Verdacht gegen seinen ehemaligen Arbeiter zu zerstreuen, und sogar auf Herrn Blomkist erzürnt war, weil dieser an der Schuld des Paul Siverss zweifelte und ihn so viel über Jan Buiten frug, als ob dort der Sicin zu suchen wäre, hatte Dortchen Dinge erfahren, welche sie gegen den Geliebten selbst wüthend machten. Herr Blomkist hatte ihr des Gefangenen Bekanntschaft mit van Heeren und die Pflege des Erschöpften durch dessen Tochter erzählt, ferner daß durch einen Brief des Paul Siverss an Gesine van Heeren der Aufenthalt des Gefangenen entdeckt worden sei, und jetzt hörte Dortchen, daß die Tochter des Kapitäns nach Amsterdam gekommen sei, ihm, dem Paul Siverss, nachgereist — wie Dortchen annahm — um vielleicht diesen jungen Mann, den sie liebte, wegzulapern. Daß er sie und nicht die Tochter des Kapitäns liebte, glaubte Dortchen selbst, warum dieß? Nun, Dortchen wünschte es, und glaubte es demnach — so beschloß sie denn, ihr kleines, lebhaftes Herz voll Eifersucht, diese Nebenbuhlerin kennen zu lernen, um, wenn nöthig, deren „Intriguen“ zu verhindern.

Fräulein Snider ließ anspannen und machte der Tante des Fräuleins van Heeren, die sie von Gesellschaften her oberflächlich kannte, einen Besuch.

Das Glück begünstigte sie, die Tante war unwohl und konnte sie nicht empfangen — diese Botschaft richtete ihr Gesine aus.

„Fräulein van Heeren, wenn ich nicht irre?“ sagte mit ihrer süßesten Stimme, aber mit recht bitteren Augen, Dortchen.

„Sie kennen mich, Fräulein?“ frug Gesine etwas überrascht.

„Ich habe von Ihnen gehört,“ antwortete Dortchen. „Der Name Ihres Vaters ist ja leider verknüpft mit einer fatalen Angelegenheit unserer Fabrik,“ ging Dortchen direkt auf ihr Ziel los. „Jener junge Mann, der beschuldigt wird, um einen großen Diamanten genommen zu haben, befand sich ja auf dem Schiffe Ihres Vaters,“ fuhr Dortchen fort, als sie Gesine's verwunderte Blicke sah.

„Einen Stein entwendet!“ staunte Gesine und wurde bleich.

Dortchen merkte das Erblichen und wurde roth vor Zorn.

„Nein, davon weiß ich nichts,“ versicherte Gesine bekümmert.

„Wissen Sie auch nicht, daß der junge Mann jetzt hier gefangen sitzt?“ warf Dortchen pikirt ein.

„Ich bin erst seit zwei Tagen hier, habe keine Zeitungen gelesen, mit Niemanden außer mit meiner alten Tante, die schwer an den Augen leidet, gesprochen. Ich erfahre das erste Wort hievon aus Ihrem Munde. Ich kann es von dem Mann nicht glauben,“ sagte Gesine, tief ergriffen von dieser Neuigkeit, hinzu.

„Weßhalb nicht, mein Fräulein?“ forschte Dortchen, in deren Zuerem es immer mehr kochte.

„Ich habe den jungen Mann als durchaus edel und ehrlich gefunden,“ antwortete Gesine mit Gefühl.

„Sie kennen ihn lange?“ fragte scheinbar harmlos Dortchen.

„Vierzehn Tage lang habe ich Gelegenheit gehabt, den Mann zu beobachten und oft mit ihm zu sprechen, ich konnte tiefe Blicke in seinen Charakter thun, denn wenn ein Mensch in solchem Elend ist, kann er keine Maske vorhalten, und dieser Mann, mein Fräulein, hat Ihren Herrn Vater sicher nicht bestohlen.“

Hätte dieß jemand Anderer gesagt, würde es Fräulein Snider im höchsten Grade entzückt haben, so aber erregte ihr dieses Lob des jungen Mannes aus diesem Munde heftigen Verdruß und sie sagte nicht ohne Malice: „Sie scheinen ziemlich bekannt mit dem Menschen geworden zu sein, Fräulein van Heeren.“

„Das bin ich auch geworden,“ antwortete offen und ohne Hehl Gesine, — „ich hege ein warmes Interesse und wahre, aufrichtige Sympathie für diesen unglücklichen Mann. Sie kennen ihn nicht, liebes Fräulein, sonst würden Sie mir, wie ich das bemerke, dieses Können nicht verdenken.“

„Sie lieben diesen Mann!“ stieß Dortchen, die sich nicht mehr halten konnte, hervor, — in ihrer Leidenschaftlichkeit vergaß sie, daß sie diese junge Dame eben erst kennen gelernt hatte und zu dieser Frage kein Recht hatte — aber die Worte Gesine's machten sie fast sinnlos.

Gesine sah das blühende Mädchen, dessen Augen so

wird blühen, verwundert an. „Unsere Unterhaltung hat eine seltsame Wendung genommen, Fräulein,“ entgegnete sie ablenkend, „doch will ich Ihnen diese Frage beantworten, weil meine Parteinahme für einen Verbrecher an Ihrem Vater — wie Sie dies ansehen — Sie zu kränken scheint. — Ja, ich habe eine innige, warme Zuneigung für diesen Mann, dem ich das beste Lebensloos wünsche.“

„Dass er Sie heirathe,“ warf Dortchen mit bebenden Lippen ein.

„Nein, das nicht,“ lächelte Gesine beinahe schmerzlich, „ich bin entschlossen, nie zu heirathen, auch diesen Mann nicht, diesen am allerwenigsten — ich liebe ihn wie einen unglücklichen Bruder.“

Kaum waren diese Worte heraus, welche durch den Gesichtsausdruck der Sprecherin den Stempel der unverfälschtesten Wahrheit erhielten, warf sich Dortchen schluchzend und dann laut weinend Gesine um den Hals, die vor Schreck aufschrie und versuchte, zum Klingelzug in ihrer Nähe zu gelangen. „Aber ich liebe ihn,“ sagte Dortchen weinend, „ich liebe den unglücklichen Mann,“ und sie küsste Gesine in glücklichem Schmerz, in überströmendem Gefühl, jetzt, wo plötzlich die Schleusen ihrer lang zurückgestauten Empfindungen sich geöffnet, leidenschaftlich auf den Mund.

Im ersten Moment hatte Gesine geglaubt, mit einer Wahnsinnigen zu thun zu haben, dann aber begriff ihr feiner Frauenverstand sofort die Situation.

„Ich war Ihnen ja nicht böse, weil Sie Theilnahme für den Paul Sivers zeigten, mein Fräulein,“ rief Dortchen mit freudigem Gesicht, sich die Thränen trocknend. „Ich war nur schrecklich eifersüchtig auf Sie und das tödtete mich fast, das benahm mir den Verstand. Ich bin ganz glücklich, Fräulein, daß auch Sie an die Unschuld dieses Mannes glauben und ihn für brav und edel halten, denn ich habe so schwer zu kämpfen und bin in steter Aufregung, deshalb verzeihen Sie mir, Fräulein, mein unpassendes Fragen und mein Thun, das Ihnen ganz verrückt vorkommen muß.“

Gesine reichete dem kleinen, herrigen, von ihrem Fühlen so beherrschten Fräulein lächelnd die Hand. „Ich begreife und verstehe vollkommen Ihre erregte Stimmung, ich war nur zuerst erschreckt, weil ich mir nicht erklären konnte, was Ihre Unterredung mit mir bedeutete. Wir wollen hoffen, daß unsere Bekanntschaft mit dem seltsamen jungen Mann uns Beiden zum Glück gereichen möge.“ So verlief die erste Begegnung der beiden jungen Damen.

Fräulein Sieder, welche, das Herz voll bitteren Hasses, zu Gesine gekommen war, schied von dieser mit großer Freundschaft. (Fortsetzung folgt.)

### Das Erdbeben zu Agram.

(Schluß.)

Am 16. November wiederholten sich die Erschütterungen. Die Berichte darüber lauten: Seit Mitternacht ist die Erde wieder in zitternder Bewegung. Nach Mitternacht kam der erste der von unterirdischem Donner begleiteten Stöße, und schon war der Jellacicplat voll von Männern, Frauen und Kindern. Ueber dieser traurigen Szene leuchtete in mildem Lichte der prachtvolle Mondschein: tiefe, erhabene Ruhe am fernjunktenden Firmament, das Entsetzen, der Schmerz, die Verzweiflung auf der Erde. Die Stöße und Bewegungen folgten einander ziemlich rasch, der Boden zitterte, hier schwächer, dort stärker, in grauenvollem Wechsel. Noch immer kamen aus allen einmündenden Gassen die Menschen, suchten Trost und Hoffnung und sandten im Anblicke der Anderen das Spiegelbild der eigenen Furcht. Man wagte kaum zu sprechen, und diese Stille inmitten des durch das fortwährende Beben und Rollen verursachten Geräusches war unsäglich ergreifend. Der Donner rollte dumpf dröhnend, die zitternde Bewegung hörte nicht einen Augenblick auf. Der furchtbare Gedanke, Agram stehe auf vulkanischem Boden und werde veröden müssen, ergreift die Menschen immer mehr. Heute dürfte Alles, was nicht hier bleiben muß, Agram verlassen. Dann muß die Regierung große Barackenlager bauen und dieselben der Bevölkerung überlassen. Die kommende Nacht dürfte kaum ein hiesiger Einwohner wo anders als unter einem niedrigen Dache zubringen. An Lebensmitteln ist kein Mangel und wer von Arbeitern arbeiten kann, arbeitet rüstig. Das Wetter ist prachtvoll, die Luft milde, beinahe warm. Ein Einsturz von Mauern oder Häusern ist seit acht Tagen und auch heute Nacht nicht vorgekommen. Einzelne Szenen, die sich heute Nacht in verschiedenen Häusern abspielten, sind haarsträubend. Frauen wälzten sich entsetzt auf dem Fußboden und schrien bis zur Erschöpfung, andere brachen in Thränenkrämpfe oder Lachkrämpfe aus, wieder andere ergriffen die Kinder und wollten sie zum Fenster hinauswerfen. Alles war dem Wahnsinn nahe, da sich die Stöße stets erneuerten und die Erde immer ärger bebte. Alle Häuser waren leer, die Hausthore weit offen, die Plätze überfüllt, in allen Gassen Jammern und Klagen oder Verwünschungen und Flüche. Einen unheimlichen Anblick gewährte der Dom. Der Thurm des Domes hatte Risse bekommen, und namentlich dort, wo er mit dem Hauptbau zusammenhängt, war ein klaffender Spalt entstanden. Die Thurmreue und Thurmspitzen, wie auch an der Franziskanerkirche, zeigten sich verbogen und hingen schief herab. Einen entsetzlichen, an die Richtigkeit aller Hoheit, aller Festigkeit und selbst der sogenannten letzten ewigen Ruhestätte des Menschen gemahnenden Anblick bot die auseinandergebrochene Quadermauer einer ehemaligen Größe der hiesigen Stadt. Der Deckstein war verschoben und zur Seite geworfen. Das bloßgelegte Skelet mit Resten des Körpers, der aus der Tiefe grinsende Schädel machten das härteste Herz beben; es schien wie am jüngsten Tage, daß die Gräber bersten und die längst verstorbenen Todten ausgerufen werden zur Nichtstätte des ewigen Schöpfers. Mitleidige Hände mußten die Kleiderreste noch über das Greulichste des Ganzen ziehen, damit der Anblick nicht ein zu überwältigendes wurde. — Unsere Illustration überhebt uns jeder weiteren Schilderung.

### Zur Kunst des Gedächtnisses.

Skizze

von

Sans Paul.

(Schluß.)

Ferner gehört zu einer solchen Manipulation eine lebhaft, schlagfertige Phantasie, die die einzelnen Vorstellungen schnell aufzufinden und gewandt zu verknüpfen versteht. Bei einiger Uebung erzielt man bald die überraschendsten Resultate, die für den Ungeweihten sogar an's Wunderbare grenzen können.

Die ganze Manier, die anzuwenden eben gerathen wurde, ist allerdings für viele Leute — besonders diejenigen, die arm an Phantasie und Witz sind — sehr missfällig; ihr wirklicher Werth kann dadurch aber nicht gemindert werden. Gewährt sie doch Dem, der sie anzuwenden weiß, nicht bloß in erster Linie manchen praktischen Vortheil, sondern zugleich durch die fortwährende Bethätigung der Phantasie eine anregende, wichtige und erheiternde Selbstunterhaltung, die in die Langweiligkeit und Einförmigkeit des Werktagslebens eine festliche Belebung und ausgelassene Fröhlichkeit bringt. In solchen Fällen wird die mnemonische Kunst fast zu einer Dichtkunst im Dienste der Wirklichkeit, des praktischen Lebens.

Cyneas, dem Abgesandten des Königs Pyrrhus an die Römer, soll ein einziger Tag genügt haben, um sich Namen und Person sämtlicher dreihundert Senatoren Roms einzuprägen, und von Cyrus erzählen antike Schriftsteller gleichfalls, er habe alle Hauptleute seines Heeres nach Namen und Person gekannt. Jedenfalls machen sich hier die alten Historiker keiner Uebertreibung schuldig, denn wir können annehmen, daß sowohl Cyneas als Cyrus eine ähnliche Methode, wie die von uns geschilderte, mögen zur Anwendung gebracht haben. Sonst wären derartige Gedächtnisleistungen allerdings nicht gut denkbar.

In ähnlicher Weise empfiehlt es sich weiter bei dem Einprägen zusammenhängender Notizen, die aber doch neben einander gemerkt werden müssen, u. dergl. m. die Phantasie zum Beleben der todtten Begriffe herbeizuziehen. Für den Unterricht namentlich hat sich hier die Methode recht gut bewährt. Eine weitere Ausführung dieses Punktes ist hier unthunlich; es sei daher der Interessent auf die spezielle Literatur der Mnemotechnik verwiesen.\*

Besondere Schwierigkeiten von oft unüberwindlicher Natur pflegen dem menschlichen Gedächtnis die Zahlen zu bereiten — und doch bewegt sich der größere Theil unseres Seins innerhalb von Zahlengrenzen. Alles, was mit keinem besondern Namen getauft ist, wird numerirt; nicht bloß die Häuser der Straßen und die Regimenter der Armeen, sondern auch die Hauptbeziehung des Lebens, die Zeit in ihren einzelnen Abschnitten, die Jahre und Tage.

Was dieses schwierige Gebiet der Zahlen betrifft, so muß das Verdienst des Philologen Otto gen. Neventlow, der überhaupt das bis jetzt beste und brauchbarste System der Mnemotechnik aufgestellt hat, ganz besonders hervorgehoben werden. Er hat nämlich ein äußerst brauchbares Schema erdacht, nach dem alle Zahlen in Worte umgewandelt werden. Für jede Ziffer wird ein bestimmter Konsonant gesetzt; die Vokale, die in der Mnemotechnik keine Geltung haben, werden alsdann zu Hülfe gezogen, um Worte zu bilden.

Dieses Schema zur Verwandlung der Zahlen in Worte ist das folgende:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
l	t	n	m	r	s	b	f	h	g
z	d	v	w	q	sch	p	pf	j	k
					sz		ph		ck

Die Wahl der Substitutionen ist nicht ganz willkürlich erfolgt; es wurde für 1 der Buchstabe t gesetzt, weil er nur einen Grundstrich hat, und d ist mit t organisch verwandt; für 2 wurde n, für 3 deshalb m gesetzt, weil dort zwei, hier drei Grundstriche im Buchstaben vorhanden sind; dasselbe gilt von v und w. Für 4 wurde r und q eingeführt, weil ersteres der letzte Buchstabe in vier, letzteres der erste Buchstabe im lateinischen Zahlwort quatuor ist. Dasselbe Prinzip wurde bei 0 = l, z angewandt, mit Rücksicht auf die Worte Null und Zero. Auch sieht ein geschriebenes deutsches l der Ziffer 0 nicht unähnlich.

Eine solche Ähnlichkeit ist auch zwischen dem Buchstaben s und der Ziffer 5 vorhanden, daher 5 = s; an s schließen sich die übrigen Ziffern sch, h leicht an; auch wird in französischen und in italienischen Wörtern, wo ein e, ch, g wie ein Zischlaut ausgesprochen wird, der betreffende Laut = 5 gesetzt (wie in cicisbeo, charger u. j. w.). Figurähnlichkeit herrscht ferner vor zwischen der Ziffer 6 und dem Buchstaben b, zwischen 8 und einem kleinen geschriebenen Kurrent-h (und in der Kurrentschrift ist j ein halbes h), desgleichen zwischen 9 und g. Die übrigen zur gleichen Substitution gehörenden Buchstaben schließen sich dann stets wegen ihrer organischen Verwandtschaft an (b und p, g und k oder ck, resp. auch e, wenn es wie k lautet).

Denkt man sich ferner ein großes lateinisches F nach links gelehrt, also daß es die folgende Figur hat: F, so hat man fast die Ziffer 7. Weiter sind pf und ph = 7 im Anfang eines Wortes und sonst nur, wenn sie ähnlich wie f lauten. x übrigens = 8 steht daher immer = 85; ch als Gaumenlaut = 9.

Für die Zahl 800 ergeben sich also Substitutionen wie: Hebel, Habel u. j. w. — Die Vokale haben, wie schon bemerkt, keine Geltung. In Wörtern, die mehr als drei Konsonanten haben, werden gewöhnlich nur die drei ersten benützt, die übrigen aber nicht berücksichtigt, z. B. Dämmerung = 133 (D = 1, m, m = 3, 3); doch kann man von dieser Regel, wo es die Bequemlichkeit fordert, ohne Bedenken abweichen.

Da sich nun immer für jede Zahl eine große Mannigfaltigkeit von substituirten Wörtern bieten wird, so kommt es darauf

an, das auszuwählen, welches eine besondere charakteristische Beziehung zu dem zu merkenden Umstand hat, z. B. im Jahre 404 herrschte die dreißig Tyrannen in Athen; hier ergibt sich für 404 die bequeme Substitution Quäler.

Für Jahreszahlen, für die ja diese mnemonische Methode das beste und sicherste Mittel zum Einprägen bietet, kommen noch einige kleine Regeln in Betracht. Man läßt nämlich bei solchen aus dem ersten Jahrhundert vor Christus (um nicht mit dem ersten Säculum nach Christus in Verwirrung zu gerathen) immer ein I oder J (= 0) vorausgehen; bei Jahreszahlen ferner aus dem neunzehnten und achtzehnten Jahrhundert läßt man die 18 und 17 der Bequemlichkeit halber ganz unberücksichtigt, weil hier ein Irrthum kaum zu befürchten ist. Oft wird man auch bei den anderen Jahrhunderten aus dem zweiten Laufend die 1 weglassen können, soweit dadurch keine Unsicherheit entstehen dürfte. Für 1618, das Anfangsjahr des dreißigjährigen Krieges, substituirt man also bloß b, t, h = 618, etwa Beshörung oder dergleichen.

Wir führen einige weitere Beispiele\*) für Jahreszahlen überhaupt an:

55 v. Chr. Uebergang Caesar's über den Rubicon, Substitution: Gile Caesar! (= 055, 0 ist das Zeichen des ersten Jahrhunderts vor Christi Geburt und r bleibt unberücksichtigt).

1735 Linne's Pflanzenystem, Substitution für 35 = muf (terhaft).

1819 stirbt Blücher, 19 = Degen).

England hat 2764 Quadratmeilen, Substitution: ein Fadr(itland).

Das spezifische Gewicht des Bienenwachses beträgt 0,96, Substitution: Zugdiene.

Natürlich kann man für größere Zahlen nun auch ganze Sätze zusammenstellen.

Eine Zahl, wie z. B. 13,912,608,909 wird schwerlich Jemand lange im Kopf behalten können; der Mnemotechniker merkt sie sich an dem einfachen Sätzchen: „Dem Guten blühe Glück“, und er vergißt sie sicher nicht.

Auch für die Monate hat es sich nötig gemacht, Substitutionen zu schaffen. Man setzt für Januar I und J, für Februar f, pf und ph, März r und q, April p, Mai m und w, Juni t, Juli d, August a, t, d u. j. w., September i, sch, h u. j. w., Oktober h und j, November n und v, endlich für Dezember b.

Auch hier sind die Substitutionen nicht willkürlich erfolgt; die betreffenden Konsonanten sind in den Monatsnamen entweder an erster Stelle (Mai, m), oder doch als erster Konsonant (August, g) oder auch schließlich als vorletzter Konsonant (Dezember, b) enthalten; für Juni und Juli = t und d bietet sich die Beziehung der phonischen Analogie einerseits und der organischen Verwandtschaft andererseits. Die übrigen Buchstaben schließen sich aus der Zahlentabelle an (r = qu u. j. w.).

Als Beispiel sei angeführt: 1840, 10. November, Nord der berühmte Ekliptik;

Substitution für 40, 10. November = Erloß ein Talent.

Doch sapienti sat! Hoffentlich ist es uns gelungen, den Nutzen und praktischen Werth einer, wie es scheint, vergessenen geistigen Fertigkeit darzutun. Wenn irgend etwas einem schwachen Gedächtnis neue Schwungkraft verleiht kann, so ist's unsere bescheidene Kunst.

Wer viel positives Wissen in sich aufspeichern und festhalten muß — und davon ist heute Niemand auszunehmen — wird mit Zahlen und Ziffern in beständigem Kampfe liegen; aus dem Arsenal der mnemonischen Kunst kann er sich seine besten und dienlichsten Waffen holen. Man versuche es nur, diesen kleinen geistigen Sport eifrig zu kultiviren, und es werden sich die schönsten Erfolge zeigen. Hat doch unsere Kunst deren in Menge aufzuweisen. Wir erinnern vor Allem an den Begründer des Systems, an Karl Otto Neventlow, mit seinen kaum zu überschätzenden Gedächtnisleistungen. Vielleicht ist sein Auftreten noch in der Erinnerung einiger älterer Leser. Sowohl an sich als an seinen zahlreichen Schülern erzielte er vielbewunderte Resultate. Auch Namen, wie Dr. Hermann Rothe und Zacharias Dase, gehören hierher; vieler Anderer nicht zu gedenken.

Nicht jedoch diese äußeren Erfolge sollten der oft arg verheimmten ars mnemonica wieder eine größere Beachtung verschaffen, sondern besonders auch der Umstand, daß ihr System auf tiefdurchdachter Grundlage beruht und daher als echt wissenschaftlich bezeichnet werden kann.

\*) Entnommen aus: Rothe-Montag, „Katechismus der Gedächtniskunst“.

### Das elektrische Licht.

Eine neue Verwendung hat das elektrische Licht kürzlich in den pennsylvanischen Anthracitgruben zur Beleuchtung der Stollengänge und Abbauräume gefunden. Das elektrische Licht besitzt einige vor Allem in durch schlagende Wetter gefährdeten Gruben besonders werthvolle Eigenschaften, welche hoffen lassen, daß man es künftig mehr und mehr verwenden wird. Es erfordert keinen Sauerstoff zum Verbrennungsprozeß und verdirbt deshalb die Luft nicht; wenn man die Lampe in eine Glasgugel einschließt, hat man keine Entzündung der Grubengase zu befürchten. Da man außerdem die großen Räume in den Bergwerken beleuchten und die Tiefe bis in ihre kleinsten Einzelheiten prüfen kann, um ihre Haltbarkeit auf das Genauste zu bestimmen, so lassen sich die Unglücksfälle vermeiden, welche nur zu oft aus der Ablösung von Kohlenstücken von der Decke entstehen. Die Lampenkonstruktion ist von Brush, welche gegenwärtig eine der verbreitetsten in Amerika ist und in Boston und New-York zur Beleuchtung einiger Straßen verwendet wird. Die dynamo-elektrische Maschine ist über Tag aufgestellt, nahe bei dem Motor; dieselbe ermöglicht die gleichzeitige Speisung von sechs Lampen in demselben Stromkreise. Jede dieser Lampen läßt sich leicht an einen andern Platz bringen, ohne den Strom zu unterbrechen, und in gleichem Schritt mit dem Fortschreiten der Arbeit vortrieben. Der Leitungsdraht der Maschine geht in Schachte hinab und durchzieht die Stollen, um zu den zu beleuchtenden Stellen zu gelangen. Dann führt er in die Schachte zurück und wieder hinauf zur Maschine.

\*) Als besonders praktisches Lehrbuch ist zu nennen: „Katechismus der Gedächtniskunst“ von Montag und Rothe (Leipzig, Weber). Wissenschaftlich — d. h. weniger volkstümlich und populär — ist Otto Neventlow's „Lehrbuch der Mnemotechnik“ (Stuttgart, Gotta). Derselbe gab auch heraus: „Wörterbuch der Mnemotechnik“ (ebenda).

## Gundomar.

Historische Novelle

von

Karl Molitor.

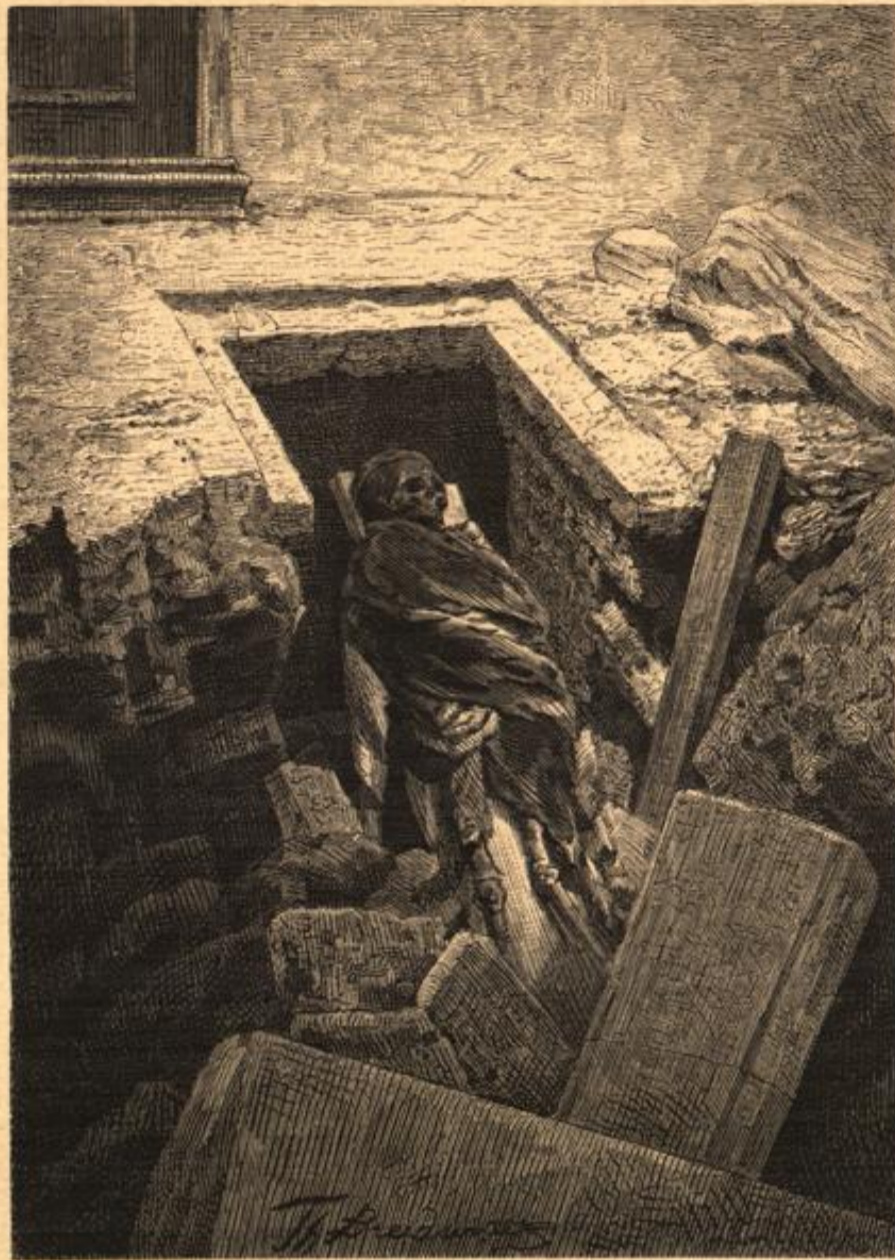
(Nachdruck verboten.)

Oben am jungen Rhein da ragt auf grauem, verwittertem Fels die uralte Feste Dreifach weitschauend in's Land. Mons Brisiacus, den Wasserbrecher, nannten die Römer den mächtigen Stein, weil in ihrer Zeit der grüne Strom noch weiß aufschäumend am Fels sich theilte und rechts und links vielarmig und vielgewunden vorüberfloß.

Jetzt gleitet er fänstlicher vorbei, wenn er auch noch manche weiße Schaumflocke aufspritzt an den Steindämmen, die sie ihm in den alten Weg geworfen. Und Dem, der diese erbaut, dem haben sie ein Denkmal hoch oben auf den Berg gestellt. Er hat es wohl verdient, wenn's auch früher schöner war, wo noch ringsum die grünen Wägen rauschten; denn manches goldene Kornfeld wogt jetzt an deren Stelle.

In den Bergen, die jetzt der Kaiserstuhl heißen, da öffnet sich gegenüber dem Fels ein sonnig Thal. Ein frischer Quell springt drin von Berg und Wald hernieder. Die Römer, die drüben auf dem sturm- und wogenumbrausten Fels im Rhein ein trozig Kastell errichtet, hatten hier im warmen Thal einen Weierhof angelegt, bei dem sie die Kirschchen zogen, die ihre Mägdelein drüben aßen, und den Wein, den die Krieger der Kohorte, die dort einsamen Wachdienst that, in langer Winternacht verzehrten. Und wächst bis auf den heutigen Tag ein recht guter Tropfen dort. Aquae carae hießen sie seines schönen Quellwassers wegen Thal und Hof, Aklarren heißt es jetzt, weil's dem alemannischen Volk so mundgerechter klingt.

Im zweihundertundachtundsiebzigsten Jahr nach unseres Herrn Geburt, am Abend eines wonnigen Frühsonnertags, da stand dort am Berg, wo Rebgeländ und Wald sich schied, ein Mann, groß und schlank, blond Gelock um's jugendliche Haupt. Die Hände auf dem Rücken, lehnte er nachlässig an einem Baum und schaute verlorenen Sinns hinüber nach dem Römerkastell, dessen hohe Warte vor ihm lag umstrahlt vom goldenen Glanz der Sonne, die mälig sich zum Wasgau niedersenkte. Er war nicht der Fremden, die da hausten, Freund. Sein Vater war mit Herzog Krot aufgebrochen, als der die Alemannen um sich schaar- te zum Heerzug über den Rhein. Noch denkt's ihm, als wär's gestern erst gewesen, wie er als Knabe mit der Mutter hoch oben am Waldrand stand und zitternd durch die Nacht hinüber blickte über'n Rhein, wo rothe Feuer lobten in der Ebene und an den Wasgaubergen. Das war den Tag, nachdem der Vater fortgezogen war, und der Brand der fremden Siedelungen über dem Strom



Agram. Eingestürzte Gruft. Nach einer Skizze von Theodor Breidwiser. (S. 231.)

war die letzte Botschaft, die von ihm kam. Er selbst kam nicht mehr zurück, wie so Mancher, den mit ihm ausgezogen war, und dem Herzog, den sie auch fingen weit drin im

Mensch hatt' ihn ihr bestritten, und sie hauste da mit ihrem Enkelkind, einem derben Buben, und briet die Fische, die er fing, und die Wasservögel, die ihm in die Nehe gingen.

Da kam der Römer wieder und scheuchte das alte Weib aus seinem warmen Nest und bezeugte auffallende Kunstfertigkeit in des Zertrümmerten Herstellung. Gar bald war nicht nur Thurm und Mauer wieder wehrhaft ausgebaut, sondern auch ein Römerstädtlein fing mälig drin zu blühen an.

Mit den Römern aber war Einer gekommen, der wußte in der Gegend merkwürdig Bescheid. Man erzählte sich im Gau, er sei heimisch da und sei vor langer, langer Zeit hinausgezogen und dann verschollen. Doch Niemand wußte das gewiß, denn er war ein alter Mann.



Das Erdferkel. Zeichnung von G. Kühel. (S. 238.)

Aus „Brehm's Thierleben“. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.)



Dein ist mein Herz! Gemälde von H. Leinweber. (S. 238.)  
Nach einer Photographie im Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Wahr war's aber doch. In jungen Jahren war er fortgegangen bei Nacht und Nebel und hatte drüben im Gallierland Kriegsdienst genommen bei den Römern, alt kam er wieder heim, nachdem er viel und tapfer gefochten in fernem Land für das fremde Volk.

Im Achfarrer Thal aber waren damals wie auf dem Breisacher Berg spärliche Spuren vormaligen Mauerwerks. Und während die Römer auf dem Berg den alten Thurm stückten und eine neue Mauer bauten, ging der Alte mit Hilfe einiger Krieger von der Kohorte im Thal an die Arbeit, und als der Winter kam, stand wieder ein kleiner Meierhof da und einige Acker Felder waren sauber ausgegütert und die verwilderten Rebstöcke und Kirschbäume auf's Neue beschritten, kurz, man sah, der alte Mann hatte in während der Zeit auch von der Römer Ackerbau ein Stück sich angeeignet.

Die Landsässigen hatten sich nicht viel gekümmert drum und ihm den Fleck Erde nicht angegriffen, den er da in Besitz genommen. Galt er ihnen doch, halb wenigstens, als der Ihren einer. Es kam auch selten Jemand von den alten Anwohnern in das neukultivierte Thal. — Vor Kultur zogen die Alemannen damals sich schein zurück, wenn sie nicht gerade ihr Beutegeiz gewekt.

Als das Frühjahr gekommen war, da ging der Alte von dem Hof fern und blieb etliche Wochen aus, und als er wiederkehrte, da brachte er ein Mägdlein mit, die war schön wie der Frühlingstag, an dem sie kam. 's war seine Enkelin, seiner Tochter und eines römischen Centurio Kind. Ihre Eltern waren beide tot, dem Großvater aber war das schwarzäugige, stille, sinnige Mägdlein an's Herz gewachsen gleich dem seltensten Kleinod. Es war Alles, was ein drang- und wechselvolles Leben dem Greis gelassen.

Und wenig Zeit verging, da war die holde Maid Jedem lieb und werth. Andächtig Lauschen war ringsum, wenn sie am abendlichen Herdfeuer saß und den staunend Aufhorchenden erzählte vom blühenden Gallierland und seiner Städte Pracht und Reichtum. Selbst der alte Centurio Quinctilius Barba drüben vom Breisacher Kastell, der mit dem Großvater vereinst drunten an der Donau gegen die Gothen gefochten und jetzt Weinprobens halber öfter auf dem Meierhof vorsprach, als dem Zweihundertundsechszehnjährigen gut war, kämpfte tapfer manch' ungesüßtes Wort hinunter, wenn er der Jungfrau Blick begegnete und war doch sonst kein sehr zart sinniger Mann. Kurz, das Mägdlein war des Orts stillverehrter Schutzgeist.

In einem wonnigen Sommerabend war die Jungfrau hinaufgeschritten in den Bergwald, der das Achfarrer Thal von dem Rottwiler trennt. Sie hatte einen Kranz geflochten von den wilden Asten, die buntfarbig dort erblühen und sich den in das schwarze Geloß gedrückt, und so schritt sie, der Waldsee gleich, unter den hohen Bäumen einher. Plötzlich stand sie lauschend still. Unweit von ihr, unter eines mächtigen Buchbaums Stamm, lag ein Mann langausgestreckt auf dem Rücken. Den blonden Kopf in die ineinander gefalteten Hände gelegt, schaute er hinaus zum vollen Laub des Baumes und pfliff munteren Waldvogelischlag. Dann lauschte er der Erwiderung, die ihm vom Baum herab, jedesmal zutraulich näher hüpfend, die Drossel gab.

Childa sah eine Zeitlang stumm dem seltsamen Spiel zu. Dann kam's ihr spähhaft vor; sie lachte munter auf. Die Drossel flog fort, der Mann fuhr hastig in die Höhe und blickte verwundert das anmuthige Frauenbildnis an.

„Was scheuchst Du sie? Wer bist Du?“ fragte er dann auf einmal.

„Childa heiß ich, der Großvater wohnt drunten im Hof,“ erwiderte ihm die Maid, auf das gelbe Strohdach deutend, das durch das Buchengrün heraufschimmerte. „Sei mir nicht böse,“ fügte sie dann sanft hinzu, „ich mußte lachen, da ihr so schön zusammensangt. Doch wer bist Du? Ich kenn' Dich nicht, ich bin noch fremd, bin erst seit wenig Wochen hier.“

„Gundomar heiß ich, wohn' bei der Großmutter drüben überm Berg am Dobelbusch, wo der heilige Quell aus dem Stein springt. Frag' den Chlori, der bei euch ist auf dem Hof; der weiß! Als er vom Dach gefallen, da ihr das Haus gerichtet, da brachten sie ihn zur Großmutter; die sprach den Segen über seinen Fuß und er badete im Quell, da wo er heiß hervorsprudelt, und ward wieder ganz gut,“ erzählte, zutraulich schon, der junge Mann dem Mädchen.

„Doch wo kamst Du her, wo warst Du, vor Du kamst?“

„In Gallia,“ sprach Childa, „weit drin, wo die großen Städte stehen.“

„Ja, ja, ich weiß,“ sagte Gundomar. „Warum seid ihr nicht dort geblieben?“ fügte er finster bei.

„Die Mutter starb und dann ließ es dem Großvater nicht Ruhe mehr; das Weh sagte ihn an, ihn zog's nach Strom und Wald, von wo er kam.“

Der Jüngling sah das Mädchen gutmüthig-traurig an. „Hier ist's nicht für euch,“ sagte er dann. „s wird wieder Heerfahrt werden und dann brennen sie Deinem Großvater das Haus, weil er mit Denen kam.“ Er deutete hinüber gen Breisach. „Schon flog Wuotan's Jagd durch die Luft, die Großmutter hörte die Rösse wiehern und die Räden klaffen, und wenn's zum dritten-Mal kommt, dann ist die Zeit da.“

Er hatte die Art gefast und schaute weit hinaus über den Strom. Die Jungfrau sah ihm bang in's Gesicht.

„Was schreckst Du mich?“ sagte sie dann — fast leise.

„Die Menschen sind gut hier, sie werden uns nicht Leides thun.“

Gundomar sah sie an. Eine milde Stimmung überkam ihn. „Nein! Dir nicht!“ sagte er gutmüthig. „Sie sollen auch den Hof nicht brennen. Ich will's nicht!“ fügte er trotzig bei.

„Ich dank' Dir. Doch jetzt muß ich gehen,“ sagte Childa. „Schon wird's Abend und der Großvater wird ängstlich, wenn ich lange bleibe.“

Sie wandte sich. „Ich geh' mit,“ sagte Gundomar rasch. Er hatte das Gefühl, als müsse er ihr, die er ängstlich gemacht, Schutz gewähren durch den pfadlosen Wald.

Sie schritten plaudernd nebeneinander. Er erzählte ihr von dem, was ihm am Herzen lag, von Jagd und Fischfang und Vogelstellerei und versprach, ihr eine Drossel zu fangen, als sie ihm sagte, sie freue sich des Vogelzangs und dabei schelmisch ihn von der Seite ansah, ihres Zusammenstehens im Wald gedenkend. Am Zaun des Hofes gab sie ihm vertraulich die Hand und lud ihn ein, den Großvater zu besuchen; dann eilte sie dem Haus zu.

Er ging langsam bis zum Waldrand. Dort schaute er noch einmal lange rückwärts in's Thal.

Als er im Mondenschein durch den stillen Wald heimschritt in's Rottwiler Thal, da kam ein seltsam Denken über ihn. Es war wie wohlgefällig Ahnen höherer Kultur, und schier wollte ihn bedünken, als ob die Frederun drüben im Thal, die er so mandmal sich als künftig ehelich Gemahl vorgestellt, der dunkeläugigen Gallierin um ein Erledliches nachstehe an wemsamem Liebreiz.

Am Morgen des zweiten Tages nach diesem Abend trat Gundomar auf den Hof. Er trug ein wohlgeschneidetes Bauer in der Hand, in dem eine Drossel hüpfte. Der Meier fragte ihn, was sein Begehre.

„Wo ist die Childa?“ fragte er.

„Was willst Du von ihr?“ fragte ihn der Meier wieder.

„Woher kennst Du sie?“

„Dem Wald!“ antwortete Gundomar. „Ich will ihr den Vogel bringen, sie hört ihn gern.“

Der Meier blickte ihn verwundert an. Doch war's ihm lieb, daß die Landgenossen zutraulichen Verkehr mit dem Hof eröffneten. Er führte ihn zum Entleind, das mit liebreizendem Dank das Geschenk entgegennahm, den Schenker gleich einem alten Bekannten empfangend.

Von jenem Tage ab war Gundomar oft auf dem Hofe. Er brachte seine Jagdbeute, die der Meier in das Kastell besorgte. Manchen Abend blieb er im Hause sitzen und gesehelt sich den Lauschenden, die sich um Childa, die Erzählerin, schauten. Seine blauen Augen haften mit gespannter Innigkeit an dem rosigen Mund. Die Großmutter schalt ihn mandmal und wußte dem Alten vom Hof manch' Schlimmes nachzusagen. Er achtete nicht darauf.

So verging Sommer und Winter. Gundomar kam immer öfter und immer stiller als zuvor. Viel Reden war seine Sache nie gewesen. Er war aber auf dem Hofe ein gern gesehener Gast. War er doch dem Meier und namentlich der jungen Herrin zu jedem Dienst bereit. Kein Weg war ihm zu weit, kein Schnee zu tief und nie der Strom zu wild.

Das Frühjahr 278 kam mit Blumenprossen und Vogelgeschall. Eines Nachmittags trat Gundomar wieder auf den Hof; er trug einen Hirsch auf dem Rücken, den er am Morgen an der Mondhalbe drüben erlegt. Auf dem Hof war seltsam Treiben. Quinctilius Barba stand bei dem Meier und redete emsig auf ihn hinein; die Knechte und Mägde waren gleichfalls in Gruppen geschaart und führten angelegentlich Gespräch.

Gundomar warf seine Bürde auf ein paar gefällte Stämme, die abseits lagen, und sah zögernd auf das Treiben. Da kam Childa leichten Schrittes aus dem Haus, ein Liebchen halb leis vor sich hin singend. Wie sie Gundomar erblickte, eilte sie auf ihn zu. Er schritt ihr entgegen.

„Was ist's, was habt ihr?“ fragte er.

„Ha, Du weißt noch nicht,“ rief sie ihm freudig zu.

„Der Imperator kommt in's Breisacher Kastell. Ich darf ihm den Kranz reichen, wenn man zum Empfang ihm entgegenzieht an das Stromufer, und den Willkommenruß ihm sagen. Und was das Beste ist,“ fuhr sie fröhlich fort, „Aurelius Plancus kommt mit ihm.“

„Wer ist Aurelius Plancus?“ fragte Gundomar ernst.

„Ah so, Du kennst ihn nicht! Der ist mein Spielgenos. Als ich ein Kind noch war in Augustodunum, führte mich der Knabe in den Hain und trug mich auf dem Arm und lehrte mich Sprüche sagen. Die Mutter hat' ihn lieb und auch seine Mutter mich und ich ihn auch; Du wirst ihn auch gern haben, wenn Du ihn kennst; o, er ist gut! Centurio ist er jetzt in des Cäsars Leibwache!“

So rief ihm die fröhliche Maid in fliegenden Worten zu, und bei den letzten enteilte sie schon zum Großvater und dem alten Centurio hin, noch Näheres zu hören über den bevorstehenden festlichen Tag.

Gundomar stand starr. Finsternen Anlitzes blickte er der Fröhlichen nach. Es war ihm bis jetzt nie in den Sinn gekommen, daß Childa einen Andern lieb haben könne, so lieb wie diesen römischen Hauptmann. — Ihm ward kampfmüthig zu Sinn; er hätte mit allen römischen Hauptleuten anbinden mögen. Als aber bald darauf Quinctilius Barba an ihm vorüber ging, fragte er ihn kurz: „Wann kommt er, euer —“

„Der Imperator?“ sagte der Centurio. „In acht Tagen. Wird viel sehen. Wird groß fest! Vielleicht!“ fügte er bei und zwinkerte mit dem linken Auge, über das

die Wimper tief herunter hing. Eine große Narbe lief darüber weg und sorgte dafür, daß Quinctilius Barba beide Augen zugleich nie mehr weit aufriß. „Vielleicht wird Hochzeit. Aurelius Plancus kommt auch mit, sagt Vete.“

Damit schritt er weiter.

Gundomar sah ihm grimmig nach; dann drehte er sich um und ging zum Hof hinaus. Seinen Hirsch ließ er liegen. Er hatte ihn vergessen.

Die acht Tage bis der Kaiser kam, verstrichen auf dem Hof in munterer Geschäftigkeit. Gundomar ließ sich nicht blicken. Er wurde auch nicht vermisst; es hatte Niemand Zeit, an ihn zu denken, vor lauter Kränzerwinden und Rufen des Festgewands. Aber auch die Großmutter zu Haus bekam ihn wenig zu Gesicht. Er strich einsam im Wald umher und brütete finster vor sich hin. So war er am hohen Festtag selbst auch hinübergewandert in's Achfarrer Thal; er hatte es selbst nicht gewußt, wohin er ging.

Am Waldrand war er stehen geblieben. Vor ihm im Abendsonnenglanz lag das Kastell, unter ihm friedlich der Hof. Ihm war nicht friedlich zu Sinn. Er starrte lange träumend zu Boden, bis ihn der herüberhallende Festjubel weckte und Troß und Zorn hell aufschäumen machte in ihm. Alles, was ihm lieb war, hatten Die da drüben ihm genommen. Er war ihnen grimmig Feind, wie nie. Haß im Herzen, Rache schrei auf den Lippen schritt er wieder einsam durch den Wald.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er am andern Morgen langsam und müde bei seiner Blochhütte am Dobelbusch aus dem Wald trat. Vor dieser, auf dem gefällten Stamm, saß ein alter Mann, der trug um den Kopf ein blutig Tuch gewunden. Ein altes Weib saß auf der Thürschwelle und sprach zuweilen eifrig zu ihm. Gundomar schritt rasch näher, als er die Beiden erblickte und sprach kurz ein grüßend Wort. Er erhielt keine Antwort darauf. Die Alte stand auf und ging in die Hütte hinein; der Mann blickte unmutig zu Boden.

„Chlori, was ist's mit Dir?“ fragte Gundomar. „Bist gefallen?“

„Gefallen, ha,“ lachte der Mann höhnisch auf, „gefallen ja, ja, kein Wunder, wenn Jehn über Einen sind. Na, 's ist Einer mitgefallen!“ fügte er grimmig zu; dann schwieg er wieder still.

Gundomar faste ihn bei der Hand.

„Warst Du drüben?“ fragte er und deutete nach der Richtung, wo Breisach lag. „Habt ihr Händel gehabt mit ihnen? O, daß ich nicht dabei war! Chlori, erzähl!“

„Was läuft im Wald herum!“ erwiderte dieser.

„Chlori, erzähl!“ bat Gundomar auf's Neue.

„Was ist da zu erzählen,“ erwiderte der Alte. „Sollen wir's uns gefallen lassen, wenn die fremden Hunde unserer Weibern Schmach anthun. Sie zogen sie in ihren Reigentanz, als sie trunken waren, und als Badomar ihnen wehrte, da sie nach der Frederun griffen, da schlug ihn Einer. Waffen und Weh! Gab's da Getümmel! Wir zahlten ihnen heim. Zuletzt freilich drängten sie uns zum Stromufer hinab; wir waren wenig Mannen nur; den Badomar behielten sie; er sank betäubt von Schwertthieb und wir konnten ihnen den Leblosen nicht entreißen.“

„Und Childa? und der Meier?“ fragte Gundomar heftig.

„Was, Childa und der Meier!“ gab Chlori finster zurück. „Die sind gut Freund mit ihnen.“

„Ja und reichen ihnen Blumen und küssen ihnen den Gewandsaum,“ fügte die Alte bei, die bei Gundomar's letzter Frage wieder auf die Schwelle getreten war. „O ja, 's gibt auch was dafür. 's ist schon der Mühe werth, daß der Meier sich beugt, wenn er sein Kind an einen Großen vergeben kann.“

„Großmutter, was weißt Du?“ herrschte Gundomar sie an.

„Des Krämers Frau hat's der Frederun erzählt,“ fuhr diese fort. „Der Cäsar selber hat geworden beim Meier um seine Enkelin für Einen von Denen, die um ihn sind. Noch vor sie ziehen, soll die Hochzeit sein, drüben im Breisacher Kastell. Soll ein Zeichen sein, sagt die Krämerin, wie gut sich Römer und Alemann einen,“ fügte die Alte höhnisch bei. „Früher war's anders, da schlugen sie ihnen friedlich Zeichen mit Armbie aus dem Sinn. Freilich, seit unsere Männer zu ihren Knechten worden —“

„Großmutter!“ schrie Gundomar auf und faste die Alte heftig am Arm. Chlori schnitt das Messer in den Stamm, daß die Späne flogen.

„Großmutter, schmäh' Keinen! 's ist Keiner der Römer Knecht!“

„Doch, sag' ich!“ rief die Alte und riß sich los; „der Meier ist's. Er ward ihr Knecht, da er blutschuldbehaftet sich ihm. Jetzt weiß ich's.“

Die Männer horchten auf.

„Gestern am Stromufer, als sie des Empfangs harreten, da stand ich links von ihm; er trug der Römer faltig Kleid und nackt den Arm; da plötzlich kam mir's, wie ich den erblickt und die Runen drauf. Die Runen, die hatte nur Einer noch eingeritzt in den Arm, der sein Waffengenos war und den erschlug er um elender Jagdbeute willen.“

Die Alte war herausgetreten zwischen die lauschenden Männer und feierlich klang ihr Wort; sie faste Gundomar's Hand und blickte ihm ernst in's trübe Gesicht.

„Ja, um elende Jagdbeute! Und den er erschlug.“

Gundomar, war Deiner Mutter Vater und mein Herr! Räch' ihn!"

Die Alte war niedergefunken auf den Stamm und blieb da weinend und dazwischen halblaute Worte murrend zusammengekauert sitzen.

Gundomar stand aufrecht da, sein Auge starrte ziellos hinaus in die blaue Luft, seine Brust hob sich mächtig; er dachte wieder der Nacht, da er mit der Mutter die Feuer drüben am Wasgau hatte glühen sehen.

Chlori führte die Alte hinein in die Hütte, dann trat er zu Gundomar. „Komm' mit," sprach er zu ihm.

„Laß mich!" sagte Gundomar. Ihm zog nichts als Kampf und Mordbrand durch den Sinn.

„So komm' heut Abend, wenn die Sonne sinkt, hinunter in's Thal; sie wollen rathen, wie sie den Badomar frei machen," rief ihm Chlori zu und schritt in den Wald hinein.

Am andern Tag kam der verwundete Badomar aus dem Kastell zurück. Der Cäsar hatte ihn, nachdem er von dem Meier Ursach und Verlauf der Rauferei vernommen, reich beschenkt entlassen. Doch wußten dem Meier seine alemannischen Landgenossen keinen Dank: ein paar Tage drauf war des Morgens ein Dutzend seiner schönsten Kirschbäume umgehauen. Es gährte etwas im Gau. Gundomar war wieder wenig daheim; er lief viel herum in Berg und Wald, war aber diesmal nicht so wortfarg und menschenscheu wie zuvor, denn er kehrte in jeder Blechhütte an und hielt mit den Mannen ringsum viel heimliche Zwiesprache.

Auf dem Hof im Achlarrer Thal war's auch nicht wie zuvor. Der Chlori war nicht wiedergekommen und auch die Anderen, die dem Meier um Lohn geholfen in Hof und Feld und Rebberg, ließen sich nicht sehen. So blieb manch' Stück Arbeit ungethan. Desto emsiger war Childa mit den Mägden beschäftigt. Es war wahr, was Gundomar's Großmutter von der Krämerin Gerede gewußt: der Cäsar hatte für seinen Liebling Aurelius Plancus bei dem Meier erworben um Childa; der hatte gerne zugesagt. Hatten die Eltern die Beiden doch als Kinder schon betrachtet wie ein künstig Paar und — hier in alemannischen Landen war kein Platz für die zarte Maid; das war dem Meier in den letzten Tagen wieder klarer geworden denn je. So hatten denn die Frauen viel zu thun mit emsiger Bestellung der Hochzeit. Die sollt' in wenig Tagen sein und Childa in des Kaisers Geleit mit dem jungen Gatten hinüberziehen, wo friedlich-behagliche Wohnstatt ihrer harrete.

Der Großvater war mißmüthig. Ihn schmerzt' es doch, daß er das geliebte Kind wieder missen sollte, und doch konnt' er sich nicht entschließen, noch einmal den heimischen Wald verlassend in die Fremde zu ziehen. Sein Unmuth ward nicht milder, da er der Landgenossen heimlich Treiben erspäht; er wußte, daß daraus nichts Gutes zu deuten sei.

Als sie ihm die Kirschbäume umgehauen, ging er Nachmittags hinüber in's Kastell, und als er Abends wieder kam, theilte er Childa mit, daß die Hochzeit schon in zwei Tagen sollte sein.

Des andern Abends schon kamen die hohen Gäste aus dem Kastell, um die schöne Braut abzuholen. Sie nahm thränenreichen Abschied von dem grünen Thal. Die Drossel sprang und sang in dem Bauer, als wüßt' sie, daß Hochzeit sei. Da fiel Childa noch etwas ein.

„Grüß' mir auch den Gundomar!" sagte sie zum Großvater.

Die Hochzeit war vorbei. Es war ein heißer Tag gewesen und die Nacht hatte sich kühlend herabgesehnt auf die müde Erde. Drüben überm Schwarzwald weiterleuchtete es zum ersten Mal in diesem Jahre. Auf dem Rhein glitt ein Nachen längs der überhängenden Weidenbüsche. Drei Männer führten beinahe lautlos die Ruder. Da, wo der Breisacher Berg gen Mitternacht sich herabsenkte in das Wergebüsch, trieben sie den Kahn auf den Sand. Die dritte Nachtwache machte ihre Runde, auf der Mauer des Kastells. Die Männer hörten ihren Ruf.

„Nun, Gundomar, wo ist's?" sagte einer von ihnen.

„Wartet, noch ist's nicht Zeit!" erwiderte der Angeredete und glitt in das Gebüsch.

Ein Nachtvogel flatterte scheu auf und strich mit eintröngem Schrei über den rauschenden Strom, dessen dunkle Kluten da und dort hell aufleuchteten unter dem Schein der fernblinkenden Blitze. Lautlos blickten die Männer in die murrenden Wasser, des Gefährten harrend. Nach kurzer Zeit kam dieser zurück.

„So," sagte er, „der Stein ist weg. Wir kriechen leicht hinein. Ich wußt', daß sie's nicht finden würden. Ich hab's gut versteckt, als sie kamen und die Großmutter und mich forttrieb, aus dem warmen Nest."

„Aber dann?" fragte Chlori.

„Geht Acht!" erwiderte Gundomar. „Sind wir im Keller, so führ' ich; ich kenn's! Und droben nichts als an's Thor und ihr Nest ist unser sammt Cäsar und —"

Er dachte sich, was er unausgesprochen ließ. Es war seit einer Woche Frist ohn' Unterlaß sein Gedanke gewesen. Die Männer schritten durch das Buschwerk den Berg hinan. Gundomar führte. Er wußte eine Spalte im Gestein, durch die man in den Kellerraum gelangen mochte, in dem er vormals mit der Großmutter gehaust. Als sie fortgeschleudert wurden, hatte er sie mit Erde zugeworfen und von außen einen Stein darauf gewälzt.

„Wer weiß, wozu's gut ist," hatte er zur Großmutter gesagt, die sein nutzlos Beginnen schalt. Leicht glitt er jetzt mit den Gefährten durch den Riß in das ihm wohl-

bekannte Gewölbe, über das die Römer wie er ein Haus gebaut. Gundomar schritt voran durch den dunklen Raum. Das Glück schien hold. Die Thür, die in die oberen Gemächer führte, stand offen, und leise schlüpfen die Männer durch's Haus, un gesehen und ungehört standen sie im Kastell. Ein paar Schritte zur Mauer noch und das kleine Pförtchen, das hinabführte zum rechten Arm des Stromes, war erreicht und mit ein paar Anstößen den lauernden Gefährten der Weg gebahnt — da plötzlich flammte es drüben am Wald hell auf. Die Wachen sandten sich lebhaften Ruf hin und wieder. Die Alte hatte im Achlarrer Thal ihr Radwerk begonnen. Es hatte ihr zu lange gedauert mit der Männer geheimem Rathen. Des Hofes Strohdach loderte hell auf in der Flamme des wohlgeschleuderten Feuerbrandes.

„Gütige Götter!" flüsterte Gundomar, „der Hof! Die Großmutter! Schnell zum Thor!"

Aber schon war's zu spät. Der Feuerchein hatte die Wachen zusammengerufen, er verrieth den eingedrungenen Feind. Vergebens stürzten die paar Männer sich wüthend auf die Pforte. Die Zahl der Bedränger war zu groß und wuchs mit jedem Augenblick. Es war ein kurz verzweifelt Ringen; dann sanken die Kühnen blutend zu Boden.

Als Gundomar aufwachte von der Betäubung, in die ihn eines Legionärs wuchtiger Schwertstich geworfen, lag er gefesselt in engem Gemach. Ein römischer Krieger stand gewaffnet vor der offenen Pforte. Draußen zerrt hellleuchtender Blitz den Schleier der Nacht und der Donner grollte mächtig um das Felsenland im Rhein. Wir drängten sich der letzten Tage Ereignisse in des Gefangenen Gehirn, bis ihn miltthätige Betäubung der grauenvollen Gegenwart entführte.

An demselben Abend stand ein schönes junges Paar am hochgewölbten Fenster eines Kastells, das über dem Eingang in ein Wasgauthal lag. Heute Mittag hatten sie Abschied genommen vom Rhein. Wehmüthig blickte die junge Frau durch die Nacht hinüber nach der verlassenem Heimat. Da flammte es in der Ferne auf; ein rothess Feuer blieb über dem Strom stehen.

„Heilige Götter!" rief sie, „das ist des Großvaters Haus!"

Lieblosend zog der stolze Mann sie an sich und flüsterte ihr beruhigende Worte zu. Thränen quollen aus ihren dunklen Augen.

„s wird Heersfahrt und sie brennen das Haus!" sprach sie leise.

Als Kaiser Probus im Jahr 281 nach Christi Geburt zurückkehrte aus den östlichen Provinzen des Reichs, da feierte er in Rom einen großartigen Triumph. Denn er hatte vier Gegenkaiser überwunden und die Parther und die isaurischen Räuber und die Sarmaten und Geten und der Blemmyer wildes Volk. Mit Wagenrennen und Wettkampf, mit wilder Thiere Geheh und blutigem Schwertkampf sollte des römischen Volkes sinnlose Schaulust befriedigt werden, wie nicht mehr seit der Julier und Claudier prächtiger Zeit.

Da brachen plötzlich in der Nacht vor den großen Kämpfen im Circus maximus die todgeweihten Gladiatoren, achtzig mißhandelte, rachebustige Männer in nachtschlafender Zeit ihres Kerkers Pforte und trugen Mord und Entsetzen in die schlaftrunkene gewaltige Stadt und schwer nur gelang's des Kaisers sieggewohnten Kriegern, die Wilden zu bezwingen.

So erzählt uns der römische Chronist.

Als der Morgen zu grauen begann nach jener fürchterlichen Nacht, da wandten zwei Männer durch die Gärten am Mons Pincius. Beide trugen in der Hand das blutbesleckte Schwert, der schwerwunde ältere Mann stützte sich auf des jüngern Gefährten kräftigen Arm.

Das waren zwei von jenen achtzig unglückseligen Männern. Blutend waren sie den Bedrängern entronnen und suchten jetzt vergende Zufluchtstätte; denn noch schallte unweit der Verfolgenden Ruf.

„s ist unser Letztes, Gundomar!" sprach der todwunde alte Mann zum jüngern Genossen.

„Laß sie kommen, Chlori!" gab dieser trohige Antwort.

Und sie kamen. In dichter Schaar drängten sie die zwei gehehten Opfer. Ein Speerwurf endete des Älteren Dual. Fehltend zog Gundomar durch einen Garten sich in ein römisch Häuslein zurück, das zierlich in Baum und Busch versteckt lag. Wüthend verteidigte er die Pforte gegen die Bedränger; langsam, wuchtigen Schwertstich spendend, wich er durch das Atrium nach den inneren Gemächern zurück. Da hob der Vorhang sich von einer Thür und auf der Schwelle erschien ein bläbend Weib.

Leuchtenden Auges starrte der Fechter die schreckliche Frau an. Sein Arm sank; er sah nicht mehr die verhashten Prätorianer; ungehindert fand des Vordersten Schwert die langgestochte Brust, und lautlos, ein Lächeln auf den Lippen, sank der Tapfere an einer Marmorsäule zu Boden.

Es war eines Augenblickes Werk gewesen.

Die Krieger gingen. Die Frau kniete weinend nieder bei dem erschlagenen Mann und sah ihm lange in's bleiche, stille, lächelnde Antlitz und drückte ihm dann sanft die erstarrten blauen Augen zu.

Die Frau war Childa.

## Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola

Emile Zola

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

Bierzehn Tage später hielt ein Kabriolet, welches von Clamecy kam, vor dem Schlosse. Zwei Männer stiegen aus demselben.

Es war an einem Sonntage.

„Sie werden uns im Wirthshause erwarten," sagte der ältere der Beiden zum Kutscher. „Sollten wir in d'Arfeuille zurückgehalten werden, so kehren Sie allein nach Clamecy zurück, nach dem Frühstück." — „Gut, Herr." — „Wie seltsam ist mir zu Muth!" sagte der jüngere der beiden Reisenden. „Wir pocht das Herz zum Zerspringen." — „Nur Muth!" lächelte der Alte. „Hast ja nichts zu fürchten, sondern im Gegentheil Alles zu hoffen!" — „Das Schloß ist wirklich schön." — „Hab' ich Dir's nicht gesagt? Nur kommt es mir noch stiller und einsamer vor als sonst." — „In der That! Welche Todtenstille!" — „So wie ein Grab." — „Mich fröstelt förmlich!" — „Ein Lächeln der guten Gräfin wird Dich schon erwärmen. Komm' nur."

Leon folgte Gosh, welcher am Eingangsthore läutete.

Dieselbe wurde von einem weißhaarigen Greise geöffnet, der in Trauer gekleidet war und einen Flor um den Arm trug.

Der Schloßbediente schaute den älteren Besucher an und rief aus: „Das ist ja der Marionettenmann!" — „Ah, der gute Herr Bricard erkennt mich eben gleich!" machte Gosh lustig. „Ich bin's in der That, Herr Bricard, Jérôme Gosh, der Marionettenmann, wie er lebt und leidet." — „Und immer lustig?" — „Immer lustig! Wie zu der Zeit, wo ich Alles hier zum Lachen brachte, sogar die Frau Gräfin." — „Wir haben oft von Ihnen gesprochen, Herr Gosh, und haben bedauert, daß Sie sich gar nicht mehr sehen lassen. Immer die Traurigkeit, das wird langweilig. Ich rede da nicht von mir, bin ja schon ein alter Mann; aber's gibt ja auch Junge da, die ein bißchen lustig sein möchten. Haben Sie Ihre Marionetten mitgebracht?" — „Nein, lieber Herr Bricard; wir kamen nur so zufällig vorbei, und da die Frau Gräfin immer so freundlich gewesen ist gegen mich, so dachte ich, daß ich ihr wohl einen Besuch machen sollte." — „So haben Sie also die kleinen Puppen nicht mit? Uebrigens, wenn Sie dieselben auch mitgebracht hätten, es würde vergebens gewesen sein. Man denkt jetzt nicht an Unterhaltungen im Schlosse, und Sie hätten sicher keine Vorstellungen geben dürfen."

Gosh wurde todtenbleich.

„Mein Gott!" rief er voller Angst. „Sie tragen Trauer, Herr Bricard, sollte die Frau Gräfin..." — „O, Gott sei Dank, unsere liebe gnädige Frau befindet sich so wohl als möglich." — „Ich atme wieder auf!" rief Gosh, indem er einen Seufzer der Erleichterung ausstieß. Leon hörte schweigend zu, mit denselben Gefühlen wie sein Pflegerater.

„Für wen tragen Sie Trauer?" fragte Gosh. — „Für den Herrn Vicomte von Buffières, den einzigen Sohn der Frau Gräfin." — „O mein Gott!" machte Gosh, „welch' schrecklicher Schlag für die gute und würdige Dame!" — „Na, na!" machte der alte Diener. „Unter uns gesagt, um den Herrn Vicomte ist ja kein Schade. Uebrigens kannte ihn die Frau Gräfin fast gar nicht. Sie hatte ihn seit vierzig Jahren nicht gesehen. Aber er ist doch immer ihr Kind gewesen. Und dann ist's auch hart, daß nun gar Niemand mehr da ist — kein Sohn, kein Erbe. Und so viele Millionen bleiben übrig... für wen? Das weiß Gott." — „Das ist recht traurig, mein lieber Herr Bricard, recht traurig! Aber glauben Sie, daß uns die Frau Gräfin empfangen wird?" — „Das ist nicht möglich, mein guter Gosh." — „Warum denn nicht?" — „Sie ist ja gar nicht daheim."

Gosh schien sehr enttäuscht.

„So! Also gar nicht daheim?" machte er. — „Nein. Erst gestern ist sie fort." — „Auf lange?" — „Das weiß ich selber nicht. 's ist möglich, daß sie in drei Tagen wieder da ist; 's ist möglich, erst in drei Monaten." — „Und Sie wissen auch nicht, wohin sie gegangen ist?" — „Ach, ja wohl. Die Frau Gräfin ist nach Paris gegangen." — „Und hat sie nicht ihre Adresse dagelassen?" — „Aber natürlich!" — „Können Sie mir dieselbe geben?" — „Wollen Sie nach Paris gehen, Herr Gosh?" — „Morgen früh sind wir dort." — „Dann finden Sie die Frau Gräfin in der Rue Bellechasse, im Palais Buffières." — „Danke schön, Herr Bricard, danke schön. So. Und jetzt, entschuldigen Sie die Störung!" — „Was? Sie wollen doch nicht fort, ohne in's Schloß eingetreten zu sein und eine kleine Erfrischung genommen zu haben? Sie und der junge Herr da!" — „Nein, danke schön. Wir sind weder müde noch hungrig. Ein andermal! Leben Sie wohl, lieber Herr Bricard."

Gosh und Leon frühstückten im Wirthshause. Und am nächsten Morgen waren sie wieder in der kleinen Wohnung der Rue Sainte-Geneviève.



Prosit Neujahr.

Da sagte Leon zu Gosh: „Ich habe mir die Sache überlegt. Ich habe eingewilligt, Dich in's Schloß d'Arfenille zu begleiten. Aber in's Palais Buffières gehst Du besser allein, da Du die Gräfin kennst. Sie hat erlaubt, daß Du mich ihr vorstellst; aber auf dem Schlosse, und nicht im Palais. Was habe ich ihr übrigens zu sagen? Nichts. Ihr Sohn ist mein Vater, wirst Du sagen. Aber

wo sind die Beweise? Eine Erinnerung über einem Grabe. Ich bin und bleibe ihr ein Fremder. Du hast ihr nur diese Papiere zu übergeben, die ihr gehören. Und ich glaube sogar, daß es besser wäre, wenn Du gar nichts von mir erwähnen würdest. Sonst sieht es aus, als ob wir Beide etwas verlangen würden. Ich habe keine Rechte, ich verlange nichts, ich will nichts. Der Zufall ließ mich

geboren werden, der Zufall soll aus mir machen, was ihm gefällt. Ich bin sein Spielzeug, er wird mich wahrscheinlich zerbrechen. Sei es drum. Je eher man stirbt, desto eher hört man auf zu leiden. Einen Augenblick habe ich geglaubt, es gebe für mich eine Zukunft, ein Glück. Es war Thorheit. Die Gräfin könnte mich reich machen. Aber was nützt mir der Reichtum? Kann sie, die ich

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Magd: Aber Abends, gnädige Frau, von acht Uhr an muß mein Bräutigam mich besuchen dürfen, sonst gehe ich wieder.  
 Frau: Das ist ja nett, das hätte ich Dir nicht zugeiraut.  
 Magd: Sibt denn der gnädige Herr nicht auch alle Abend bei Ihnen?



Mutter: Was fehlt Dir, Sarahleben, hast Kopfschmerz?  
 „Ne, Mamaleben.“  
 „Hast Dir verdorben im Magen?“  
 „Ne, Mamaleben.“  
 „Na, was fehlt Dir?“  
 „O Liebhaber, Mamaleben!“



Ein Todengräber, etwas angeheitert, kommt in ein Haus, um eine Leiche zu holen; da er sich in der Thüre irt, trifft er einen Kranken. „Ist hier nicht ein Todter zu holen?“ fragt der schwarze Mann. — „Noch nicht!“ antwortet der Kranke mit größtem Entsetzen. — Der Todengräber setzt sich jedoch gemächlich nieder und sagt ganz ruhig: „Dann werde ich halt warten.“



Herr Parikulier Schulze aus Berlin kommt auf seiner Reise in die Wienerstadt und nach Besichtigung der diversen Meckwürdigkeiten läßt er sich in Laxenburg über den See setzen. Er steigt aus, der Fährmann bittet jetzt höflich, wie üblich, um ein kleines Trinkgeld.  
 Herr Schulze entgegnet hierauf höchst entrüstet: „Na na mal! es war schon mein Absicht, Sie kein Trinkgeld, nicht zu geben, jetzt aber, weil Sie mich ja darum ansprechen, erhalten Sie gar nicht!“



Emilie hat an ihren lieben Edward einen zuckersüßen Brief geschrieben. Paula soll ihn auf die Post tragen, verliert ihn aber unterwegs.  
 Am nächsten Tage geht sie zu ihrer Freundin. Diese ringt die Hände und ist in Verzweiflung.  
 „Beruhige Dich nur, liebe Emilie,“ tröstet sie Paula, „ich habe ja noch gestern Abend einen andern süßen Brief an Herrn Edward geschrieben.“



Barnh: Was bringen Sie Schernes, Herr Epsteinleben?  
 Jürg Epstein: Ich bin gekommen zu sehen um die Hand von Ihrer Tochter; ich kann nie leben ohne Ihre Tochter.  
 Barnh: Kennen Sie meine Tochterleben?  
 Epstein: Ich kenne sie nie.  
 Barnh: Wie heißt sie? Wie können Sie sagen, daß Sie nie leben können ohne sie?  
 Epstein: Warum? — darum! Ich wuß, daß Ihre Tochter wird kriegen eyes e Nitgift von 10,000 Mark und ich bin e armer Teufel, was braucht zu leben; kann ich sagen, daß ich nie könnte leben ohne Ihre Tochter?

liebe, jemals die Meinige werden? Ich darf ja gar nicht an sie denken, ich muß sie vergessen, sie, die so gut, so schön, so lieb ist, die Tochter Jean Renaud's, des Mörders meines Vaters! ... Nein, ich verlange nichts, Gosh, mein guter Vater, gar nichts. Glaube mir, sehen wir uns nicht der Möglichkeit aus, ein Almosen zurückweisen zu müssen.“  
 — „Mein Kind,“ entgegnete Gosh, „ich will nur, was Du selber willst. Ich werde allein in's Palais Buffières

gehen. Wenn aber die Gräfin von Dir spricht, muß ich ihr doch antworten.“ — „Gut. Aber merke Dir, sage ihr, daß ich nichts verlange.“

So ging denn der alte Gosh allein in's Palais Buffières.

16.

Eines Tages war Germain sehr erstaunt, als er den Grafen in seinem Zimmer auf den Knien fand, ein dum-

pfes Stöhnen ausstößend. Er hatte die Ellenbogen auf einen Sessel gestützt und presste sein Haupt mit den bebenden Händen.

Germain schüttelte traurig den Kopf.

„Armer Herr!“ dachte er, „wie er leidet! Seit er wieder daheim ist, thut er nichts als weinen und jammern.“

Der Graf, ohne eine Ahnung, daß er belauscht werde, klagte: „Ich fühle, daß ich bald sterben werde. Und ohne

sie zu sehen! Aber der Muth fehlt mir, ich wage es nicht, zu ihr zu gehen. Nein, Valentine kann kein Mitleid haben mit mir. Sie ist so gut und so theilnehmend, und nur für mich ist sie unerbittlich. Und sie weiß nicht einmal Alles! Ach, sterben müssen, ohne ihr mein Verbrechen gestanden zu haben, ohne ihre Vergebung erlangt zu haben! O Gott, der du alle Sünden straffst, strafe auch mich so hart wie du willst, nur mache, daß ich sie wiedersehe, und daß ich von ihren Lippen höre, es gäbe für den Reuigen eine Gnade im Himmel."

Germain verließ leise das Zimmer, ohne seine Anwesenheit verrathen zu haben. Aber im Laufe des Tages sagte er ihm: "Würde mir der Herr Graf wohl einen Urlaub von zwei oder drei Tagen geben?" — "Wie kannst Du nur fragen, Germain? Aber bleibe nicht länger aus. Die anderen Diener sind wohl ergeben und treu, aber nur vor Dir, der Du Alles weißt, darf ich wahr sein, darf ich weinen. Und wohin willst Du denn gehen?" — "In meinen Heimatsort, Herr Graf. Ich möchte doch meine Nichten und Neffen einmal wiedersehen."

Der Graf seufzte.

"Ich begreife das. Du, Glücklicher, hast noch eine Familie."

Am nächsten Morgen war Germain in d'Arfeuille und befand sich bei der Gräfin. Er warf sich ihr zu Füßen und rief: "Frau Gräfin, erweisen Sie mir eine Gnade!" — "Sprechen Sie." — "Seit der Herr Graf wieder daheim ist, jammert er sich zu Tode; seine Verzweiflung erschreckt mich." — "Ich verstehe. Der Tod seines Sohnes." — "Ach nicht doch, Frau Gräfin. Die Neue ist es, die ihn verzehrt. Wenn er einen Verlust beweint, so ist es nicht der des Herrn Vicomte, sondern der Ihres Sohnes." — "Haben Sie Ihrem Herrn also gesagt, daß ich Alles weiß?" — "Nein, ich habe nichts gesagt, Frau Gräfin. Der Schmerz des gnädigen Herrn ließ mich stumm bleiben." — "Gut. Was aber soll ich thun?" — "Der Herr Graf ist verändert um Erschrecken. Er verfällt von Tag zu Tag mehr. Bald wird er sterben. Er fürchtet nicht den Tod, im Gegentheil. Er entsetzt sich nur vor dem Gedanken, zu sterben, ohne sich mit Ihnen versöhnt zu haben. O, wenn Sie seine Verzweiflung darüber sehen würden! Unter Schluchzen und Klagen ruft er nach Ihnen!..." — "Und er hat Sie hergebetet?" — "Nein, er weiß gar nicht, daß ich hier bin." — "Und Sie möchten?..." — "Daß Sie nach Paris kommen, Frau Gräfin. O, Sie sind ja so gut, so edel gegen alle Welt! Seien Sie es auch gegen meinen armen Herrn. Kommen Sie. Und wäre es auch nur für eine Stunde!"

Die Gräfin schwankte. Aber nur für einen Augenblick. Sie dachte an Gott und ließ ihr Herz sich mit einem edlen Vergessen füllen.

"Germain," sagte sie sanft. "Morgen bin ich in Paris. Wenn Sie es für besser halten, können Sie Ihren Herrn davon benachrichtigen."

Der alte Diener jubelte auf.

"Jetzt ist der Herr Graf gerettet!" schrie er strahlend. So kam es, daß die Gräfin von Bussières sich in Paris befand an dem Tage, wo Gosh und Leon sie im Schlosse aufsuchten.

Germain sagte dem Grafen nichts von der Ankunft der Gräfin. Aber als sie angekommen war und er sie in ein Seitenzimmer geführt hatte, trat er beim Grafen ein und sagte zu ihm: "Möchte der Herr Graf nicht eine Verion empfangen, welche Nachrichten von der Frau Gräfin bringt?"

Der Graf sprang in die Höhe.

"Nachrichten von der Frau Gräfin!" rief er. "Wo ist diese Person, Germain, wo ist sie?..." — "Hier," sagte der alte Diener, indem er auf die Thüre des Seitenzimmers deutete.

Der Graf wollte ganz freudig hinein eilen. Germain aber hielt ihn zurück.

"Eine große Ueberraschung erwartet den Herr Grafen," sagte er. "Und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich es sagen soll... Nehmen wir zum Beispiel an, Herr Graf, daß die Frau Gräfin selber..." — "Germain!" rief Herr von Bussières in höchster Aufregung. "Was soll das heißen?" — "Der Herr Graf möge mir gütigst verzeihen! Aber ich war nicht bei meinen Verwandten, ich war in d'Arfeuille." — "Und diese Person, welche hier ist?" — "Hat geruht, die Bitte zu erfüllen, die ich an sie gerichtet habe." — "Es ist die Gräfin!" machte der Graf zitternd. — "Die Frau Gräfin hat von mir gehört, daß Sie lebend sind, daß Sie sie zu sehen wünschen, und sie ist unverzüglich hergereist." — "Sie ist gekommen! Sie ist da, da, bei mir... Nein, nein, das verdiene ich nicht! Ich bin ein Elender, unwürdig der Vergebung, nicht einmal eines Blickes aus ihrem Auge würdig!... Nein, Germain, nein, ich habe nicht das Recht, in ihrer Gegenwart zu erscheinen, denn sie kann mir nie verzeihen!..."

In diesem Augenblicke öffnete die Gräfin, welche Alles gehört hatte, die Thüre und erschien auf der Schwelle.

Der Graf erblickte sie; er stieß einen Schrei aus und beugte sich wie unter der Last einer Verwünschung.

"Herr Graf," sagte sie mit bebender Stimme, "Sie sind unglücklich, Sie bedürfen des Trostes... ich habe mein ganzes Leben Denen geweiht, welche leiden; ich komme zu Ihnen!"

Er richtete sich auf.

"Wie!" rief er, "zu mir sprechen Sie so? zu mir! Was verleiht Ihnen diese wunderbare Kraft?"

Sie deutete nach Oben und sagte: "Gott!" — "Gott!" wiederholte der Graf wie ein Echo. Er fuhr dann fort: "Ach! So nachsichtig Sie auch sein mögen, so groß auch Ihre Barmherzigkeit ist, Sie werden sich mit Abscheu von mir abwenden, wenn ich Ihnen gesagt habe..." — "Sie haben mir gar nichts zu sagen, Herr Graf. Ich habe Mariette, mein ehemaliges Kammermädchen wiedergesehen, sie hat mir Alles gesagt." — "Und Sie sind dennoch gekommen! Und Sie sind dennoch hier!..." — "Ja, ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen verzeihe; um Sie zu trösten, wenn Sie zu trösten sind. Sie haben viel verschuldet, Herr Graf; Sie haben Ihre Neue, ich habe mein Leid, mein Bedauern. Als ich Sie verliebte, als ich mich von Ihnen entfernte für immer, da habe auch ich ein Unrecht begangen, indem ich Ihnen nicht die Wahrheit sagte." — "Die Wahrheit!" machte der Graf mit erstickter Stimme. — "Verblendet, getäuscht gleich mir durch eine Nichtswürdige, wahnsinnig vielleicht, haben Sie ein erstes Verbrechen begangen; mein Schweigen war schuld, daß Sie auch ein zweites begingen." — "Mein Gott! mein Gott!" murmelte der Graf.

Die Gräfin richtete sich in voller Majestät auf und sprach mit klingender Stimme: "Die Gräfin von Bussières hätte zu ihrem Gatten sagen sollen: eine d'Arfeuille vergibt ihrer Ehre nichts; eine d'Arfeuille ist keine Duhlerin; eine d'Arfeuille ist niemals schuldbehaftet!"

Der Graf, außer sich, von Schreck erfaßt, stieß ein dumpfes Stöhnen aus und faßte seinen Kopf mit kramptischen Händen: "O ich Elender, ich Elender!" schrie er. "Es war mein Kind! mein eigenes Kind!" — "Ja, Herr Graf, es war unser Kind, unser Sohn; er würde uns über den Andern getrost haben, er wäre Ihr Stolz, Ihr Ruhm, die Hoffnung Ihres Hauses gewesen; denn ich weiß es: er war edel, liebenswürdig, brav."

Bei diesen Worten brach die Gräfin in bitterliches Weinen aus.

"O fluchen Sie mir! fluchen Sie mir!" rief der Graf. — "Nein," sagte sie. "Sie sind mehr zu bedauern als ich; ich bin nicht gekommen, um Sie zu beugen, sondern um mit Ihnen zu weinen, und dadurch Ihren Schmerz zu lindern."

Er lag vor ihr auf den Knien und flehte thränenüberströmt: "Verzeihung! Verzeihung!"

Die Gräfin reichte ihm die Hand und half ihm, sich zu erheben.

Sie setzten sich neben einander.

"Unglückselige Eifersucht!" murmelte der Graf. "Wie viel Böses habe ich gethan in meinem Leben!" — "Gott hat Sie erleuchtet, und er wird Ihnen verzeihen, da er Ihnen die Neue gegeben hat," sagte die Gräfin. — "Gleich Ihnen wird er mir vergeben; aber ich, ich kann mir niemals verzeihen!" — "Sie leiden; was können Sie mehr thun?" — "Und Sie, deren Jugend ich getrübt, deren Glück ich zerstört, deren Leben ich verdorben, die ich feige gemariert habe, Sie sind's, die mir den Himmel zeigt!" — "Hören Sie auf, sich anzuklagen, Herr Graf, lassen wir die Vergangenheit ruhen!" — "Werden Sie hier bleiben? Werden Sie mich nicht verlassen?" — "Ich bleibe einige Tage." — "Nur?" — "Sie können aber nach d'Arfeuille kommen." — "Sie erlauben es mir?" — "Ich bitte Sie darum."

Der Graf ergriff ihre Hand und bedeckte dieselbe mit Küssen.

In dem Augenblicke, wo die Gräfin das Zimmer ihres Gatten betreten hatte, hatte Germain sich diskret zurückgezogen. Jetzt rief ihn der Graf.

"Germain," sagte er, "lassen Sie das Apartement der Frau Gräfin in Stand setzen; sie will einige Tage im Palais Bussières bleiben." — "Welches Glück!" rief Germain. "Welches Glück!..."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Erdferkel.

(Bild S. 232.)

Das Erdferkel gehört zu der Gruppe der Ameisenbären. Es hat seinen Namen von den Holländern, welche das Thier am Kay der guten Hoffnung kennen lernten und fanden, daß sein Fleisch dem des wilden Schweines ähnlich schmeckt; sie machten deshalb eifrig Jagd auf den trägen Gesellen. Das Erdferkel bewohnt Süd- und Mittelafrika, von der Ost- bis zur Westküste reichend, besonders das flache Land, wo Ameisen und Termiten häufig sich finden. Dort bringt das Erdferkel die Tage in selbstgegrabenen Höhlen und Gängen unter der Erde zu und schleicht Nachts auf Beute heraus. Hierbei hält es oft inne, um mit den beweglichen Ohren zu lauschen und mit dem hin und her schnellenden Nasenfranz zu wittern, ob kein Feind sich naht. Ist es darüber beruhigt, wackelt es Schritt für Schritt weiter. So schleicht es fort, bis es die Spur einer Ameisenheerschaar findet, und diese wird verfolgt, bis es auf einen Ameisenbau stößt. Das Erdferkel kann erstaunlich schnell graben; in wenigen Augenblicken hat das mit dem Schwanz über einen Meter lange und gut einen Centner wiegende Thier sich vollständig, selbst in sehr hartem Boden, in die Erde gegraben. Brechm, dessen Thierleben (Leipzig, Bibliographisches Institut) wir dieses Bild entnehmen, schildert das Gebahren dieses merkwürdigen Thieres folgendermaßen: Beim Graben arbeitet es mit den starken Krallen der Vorderfüße und wirft große Erdklumpen mit gewaltiger Kraft rückwärts; mit den Hinterfüßen schleudert es dann die losgeworfene Erde so weit hinter sich, daß es in einen förmlichen Staubregen

eingehüllt wird. Wenn es an einen Ameisen- oder Termitenbau kommt, beschneppert es ihn zuerst sorgfältig von allen Seiten; dann geht das Graben los und das Thier wühlt sich in die Erde, bis es auf das Hauptnest oder wenigstens einen Hauptgang der Kerfe geräth. In solche Harzgänge, welche bei den Termitenhügeln meistens zwei Centimeter im Durchmesser haben, steckt nun das Erdferkel seine lange, flebrige Zunge, läßt sie voll werden, zieht sie dann mit den Ameisen zurück, und wiederholt dieß so lange, bis es sich vollkommen gesättigt hat. Manchmal schlürft es auch geradegu mit den Lippen Hunderte von Ameisen auf einmal ein; in dem eigentlichen Neste der Termiten aber, in welchem Millionen dieser Kerfe durcheinander wimmeln, frist es fast wie ein Hund, mit jedem Bissen Hunderte zugleich verschlingend. So geht es von einem Baue zum andern und richtet unter den Alles verunstaltenden Termiten nun seinerseits die größte Verheerung an. Mit dem Grauen des Morgens zieht es sich in die Erde zurück, und da gilt es ihm nun ganz gleich, ob es seine Höhle findet oder nicht; denn in wenig Minuten hat es sich so tief eingegraben, als es für nöthig findet, um den Tag in vollster Sicherheit zu verpassen. Erscheint die Höhle noch nicht tief genug, so gräbt es bei herannahender Gefahr weiter. Es ist seinem Feinde möglich, ihm nach in die Höhle einzubringen, weil es die ausgeharrte Erde mit so großer Kraft nach hinten wirft, daß jedes andere Thier sich bestürzt zurückzieht. Selbst für den Menschen hält es schwer, ihm nachzugraben, und jeder Jäger wird nach wenigen Minuten vollständig von Erde und Sand bedeckt.

Das Erdferkel ist außerordentlich vorsichtig und scheu und vergräbt sich auch Nachts bei dem geringsten Geräusche unverzüglich in die Erde. Sein Gehör läßt es die Ankunft eines größeren Thieres oder eines Menschen von Weitem erkennen, und so ist es fast regelmäßig in Sicherheit, ehe die Gefahr sich naht. Seine große Stärke befähigt es übrigens auch, mancherlei Gefahren abzuwehren. Der Jäger, welcher ein Erdferkel wirklich überrascht und festhält, setzt sich damit noch keineswegs in den Besitz der erwünschten Beute. Wie das Gürtelhär hemmt es sich, selbst wenn es nur halb in seiner Höhle ist, mit aller Kraft gegen die Wandungen derselben, gräbt die scharfen Klauen fest ein, krümmt den Rücken und drückt ihn mit solcher Gewalt nach oben, daß es kaum möglich wird, auch nur ein einziges Bein auszulösen und das Thier herauszuziehen. Ein einzelner Mann vermag dieß nie, selbst mehrere Männer haben genug mit ihm zu thun. Man verfährt daher ganz ähnlich wie in Amerika mit den Gürtelhären. Die Eingeborenen Ostindiens nähern sich vorsichtig dem Bau, sehen an der in der Mündung liegenden Erde, ob ein Erdferkel darin ist oder nicht, und stoßen nun plötzlich mit aller Kraft ihre Lanze in die Tiefe der Höhle. Ist diese gerade, so wird auch regelmäßig das Schwein getroffen, ist sie krumm, so ist die Jagd umsonst. Im entgegengekehrten Falle aber haben die Leute ein ziemlich leichtes Spiel; denn wenn auch das Erdferkel nicht gleich getödtet werden sollte, verliert es doch sehr bald die nöthige Kraft zum Weiterschreiten, und neue Lanzenstiche enden sein Leben. Geht es, das Thier lebend aus seinem Gange herauszuziehen, so genügen ein paar Schläge mit dem Stode auf den Kopf, um es zu tödten. Am Kongo sängt man es in eisernen Schlagfallen und jagt es Nachts mit Hunden. Diese sind selbstverständlich nicht im Stande, das Thier festzuhalten, denn das Erdferkel vergräbt sich vor ihren Augen in die Erde; sie bezeichnen aber den Ort, wo man es aufzufuchen hat.

## Dein ist mein Herz!

(Bild S. 232.)

Orestle von Strümpfelbach stand und bällete, draußen rauschte der Wind in den Bäumen, düstere Wolken zogen am Himmel und die Bäche waren nahe daran, zuzufrieren, so kalt war es, denn man befand sich in den ersten Tagen des Dezember. In Orestle's Stube aber war es warm und in Orestle's Herzen sogar heiß, denn es fürchtete für einen netten jungen Burschen aus dem Nachbarort Beutelsbach, der heute in die Hauptstadt zum Weihnachtsmarkt gegangen war, wo er viele lustige und unternehmende Strümpfelbacher Mädchen traf, die ihr die Bekanntschaft mit dem Andreas Röggele nicht gönnten, und der Andreas war ein Lustiger. Orestle bällete und überlegte dabei: "Wird er mir treu bleiben oder nicht? Ich bin ernst und muß arbeiten, denn wir haben's nöthig, und er ist ein wohlhabender Bauernsohn, nach dem werden allerhand Reize ausgemorfen!" Wenn sie mit dem Eisen nach rechts über die Wäsche fuhr, fragte sie sich: "Kommt er?", und wenn das Eisen links ging, sprach sie: "Kommt er nicht?" Und so stellte sie sich Räthsel. Bald bei fünftmal rechts würde es "Ja" sein, bald bei zehnmal links "Nein", und jetzt traf's zu und dann, wenn sie's noch einmal probirte, traf's nicht zu. Pöblich, als das Eisen rechts hinfuhr, klopfte es an der Thür, und bevor noch Orestle "Herein!" rufen konnte, stand Andreas Röggele in der Stube. Er hatte eine Tasche umgehängt, setzte sich vor Orestle hin und nahm aus dem umfangreichen Ledergehäuse ein großes Lebkuchenherz.

"Dein ist mein Herz!" sprach er zu Orestle.

"Aber nur ein Lebkuchenherz, Andreas."

"Nein's, Orestle, ist's — es wird so weich und süß, wenn ich Dich ansehe."

"Bergeht's aber auch nicht so leicht auf der Zunge, Andreas, daß es nach einem Augenblick ganz verzehrt ist?"

"Ach, es ist ja so groß, daß Du hundert Jahr' daran essen kannst."

"Ja, Andreas, wenn's so groß ist, läßt Du am End' auch Andere davon naschen!"

"Nein, 's ist nur für Dich allein, Orestle, nur — Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!"

Und Orestle glaubte es ihm, sie glaubte es, weil sie ihn liebte. Sie nahm das Lebkuchenherz und bald darauf auch die derbe, arbeitsgewohnte Hand des Andreas Röggele, der sie auf seinen Bauernhof nach Beutelsbach führte. Eine lange Reihe von Jahren brachte Andreas seiner Frau allemal vom Weihnachtsmarkt noch ein Lebkuchenherz und sprach dabei stets: "Siehst, Orestle, 's Herz ist noch immer nicht zu Ende gegessen!"

Orestle bewahrte dieß Herz jedesmal fast den ganzen Winter durch auf. Dann, wenn es gar zu alt geworden war, nahm sie davon einen Bissen, und das Uebrige verzehrten der Jakoble, Christianle, Andrekle und Johannesse Röggele mit sehr gutem Appetit und wenig schwärmerischen Gedanken.



Spieler.

Chasseur oder Barlaufen. Als eine Art Kriegsspiel eignet sich dieses Lauspiel gut auf einem weiten Platze oder einer trockenen Wiese für etwa 20 bis 30 Knaben.



Aus allen Gebieten.

Fußbekleidung zum Schutze gegen das Erfrieren der Füße.

Professor Nordenskjöld, welcher genöthigt war, mit seiner Expedition vom 27. September bis zum 1. April in der Wucht von Kolutschinken zu bleiben, hatte nach einem Bericht des „Invalid“ keinen Fall von erfrorenen Füßen nachzuweisen.

Milch für Kinder und Kranke.

Eine nunmehr vierjährige Erfahrung, so schreibt Professor Kühn in Halle in der „Königlichen Zeitung“, hat mir gezeigt, daß unter den vorliegenden Verhältnissen die Erzeugung einer gleichmäßig guten Milch nur bei ausschließlicher Trockenfütterung, und zwar auch bei dieser nur dann erreichbar ist.

Für Produktion gesünder Milch ist aber noch weiter erforderlich, daß nur solche Futtermittel zur Verwendung kommen, die erfahrungsmäßig am günstigsten auf die Beschaffenheit der Milch einwirken.

Wärmehalter.

Ein interessantes Patent hat der Chemiker Alwin Riese in Dresden anmelden lassen. Es sind besonders konstruirte Ofen und Wärmflaschen zur dauernden Erhaltung der Wärme.

Rösselsprung.

Table with 8 columns and 8 rows of words for a word game. Columns: jeden, dir, dir, dir, het, ten, hetz, ge-; Row 1: schnell, ich, hat, kam, mein, ruh', blü-, dein; Row 2: ein, traum, ver-, tagen, in, du, do-, gleich; Row 3: hab', sen, wunsch, soß, wech, wie, der, ge-; Row 4: er, das, oft, die-, her-, nie, war, die; Row 5: ohne, hof-, war, leben, zu, to-, ge-, het; Row 6: sein, wie, wunsch, ten, ver-, wenn, die, es; Row 7: und, soß, sen, spät, hat, hofft, frü-, du

Kleine Korrespondenz.



V. M. Ganz hübsch — aber zu lang für uns. Köme auch viel zu spät zum Feste.

Hrn. C. M. in Bdin. Lesen Sie unsere letzten Hefte nach. Wir haben schon so oft Lintendrepte gegeben, daß wir hier darauf nicht noch einmal zurückkommen können.

Hrn. Paul Hebert in Tübingen. Vielleicht durch den Antiquar R. Leub. Calwerstraße, Stuttgart. Für Seltenheiten: L. Resenthal, Antiquariat, München.

Hrn. Bernh. L. in RSn. „Der Dilettant“, sehr billige Zeitschrift für Kunstgelehrte mit vielen Kupferbogen und Anweisungen (Verlag von Rey & Widmeyer in München), gibt aber das Gefragte und viel Anderes genaue Rezepte.

Hrn. M. Kielich in Gdlich. Der Druck allein dauert bei der großen Auflage der „Musk. Welt“ vierzehn Tage. Wie können Sie also nach fünf Tagen schon Antwort erwarten?

Frau E. G. in S. Besteht in der Glaswaarenhandlung von L. Rominger, Stuttgart, Königsstraße.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Rösselsprüngen u. s. sind uns zugegangen von: Frln. Heloise Dreyfus, 11. Bd.; Marie Edsborn, Bresla; Mina Christlieb, Potsdam; Ottilie Sarnik, Chur; Emma Pause, Verleberg; Martha Sammler, Brunn; Theresie Duhm, Schwedt a. O.; Hr. J. Bloch, Delmenhorst; P. Rohm, Genf; J. Postler; J. Hofmann, Troppau; J. Schulhof, Sieden; J. und E. Veitlan, Rötten; W. Hausbold, Meissen; P. Bieger, Reisse; G. Weising, Quedlinburg; F. Dehling, Hartmannsdorf; A. Rosenfeld, Sudapeß; H. Winne, Cheine; W. Rehm, Leipzig.

Hrn. J. Burri in RSn. Souffiant-Langenscheidt's französische Unterrichtsbücher, Berlin, Langenscheidt. Italienische Unterrichtsbücher. Verlag des „Hausfreund“, Leipzig.

Hrn. A. Hänichen. Bei den Hunderten von Briefen, die wir von einem Heft zum andern bekommen, ist es uns unmöglich, des Inhalts eines einzeln und zu erinnern. Wir bitten Sie und auch unsere anderen Leser, im Falle die Antwort in einem der nächsten Hefte nicht erfolgt sein sollte, was aber kaum stattfinden dürfte, wenn uns die Anfrage zugegangen, diese zu wiederholen.

Frau V. E. in Stettin. Rosen's sämtliche Werke sind jetzt hübsch und nicht theuer bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen. Hr. E. Liepe in Hamm. Eine Musikerunterstützungs-kasse (Genossenschaftskasse) hat der Musikdirektor H. Thedewald in Berlin gegründet.

Hrn. M. Flatau in Posen. Ohne Abiturientenexamen würden wir Ihnen das nicht rathen.

Frau E. Mayer in Ulm. Preiselbeeren werden auch Kronbeeren genannt.

Ärztliche Korrespondenz.

Hrn. M. H. in Wels. Ein Urtheil, ob die betreffende Ursache der Taubheit heilbar ist, läßt sich auf dem Wege der Korrespondenz ohne persönliche Untersuchung unmöglich abgeben.

Frln. Katharine S....l in W. Die Anwendung der Schmirzseife im Gesicht zur Erhaltung eines guten „Teint“ war allerdings eine etwas zu starke Zumuthung für die Haut.

Frln. Eugenie R. Nr. 50,221 in Bonn. Ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes kann das angefragte Hautleiden nicht beurtheilt werden. — Dr. St.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Das Erdbeben in Agrum. Schluß. — Zur Kunst des Gedächtnisses. Skizze von Hans Paul. Schluß. — Das elektrische Licht. — Gumborn, historische Novelle von Karl Wollstor. — Fischeladen, Roman nach Emile Richbourg von Emile Bocano. Fortsetzung. — Das Erdbeben. — Dein ist mein Herz! — Für das junge Volk. — Aus allen Gebieten. — Rösselsprung. — Kleine Korrespondenz. — Illustrationen: Die „Donna Anna“. Des Kapitäns Riedling. — Agrum: Eingeführte Skizze, nach einer Skizze von Theodor Weidwiser. — Das Erdbeben. — Zeichnung von G. Wähl. — Dein ist mein Herz! Gemälde von H. Brinweber. — Proßt Neujahr! — Aus unserer humoristischen Wappe, Originalzeichnungen.

Aufschauungs-Aufgabe.

Am Ufer eines Grabens liegen vier Bretter, von denen aber keines lang genug ist, um über den Graben gelegt werden zu können. Es fehlt auch jedes Mittel, zwei Bretter zusammen zu legen. Wie kann man trotzdem die Bretter so legen, daß sie eine Art Brücke über den Graben bilden?

Auflösung des Notendrathfels Seite 131:

Paganini.

Antündigungen.

Die Smal gepollene Kompartimentelle 60 Pfg.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena. Neue französische Grammatik in Versen. Nur fasziceln und grammatischer Wörterbuch der französischen Sprache mit orthographischen Regeln von Theodor Straube.

Bosco's Vexir-Jux-Album für Pianoforte. Das Amüsanteste, was je existiert, durch das man sofort ganz leicht die frappantesten Ueberräusungen, eine nie geahnte, an das Wunderbare grenzende Unterhaltung u. zaubern kann und dabei reizende Beiträge extra erhält.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen: Klende, Hauslexikon der Gesundheitslehre. 7. Auflage. Preis geb. 14 Mk., eleg. geb. 10 Mk. 50 Pf.

Schreibtische, Dr. G. Volz's Patent für Kinder und Erwachsene. Von ersten Autoritäten und Vorkämpfern der Hygiene als das Beste in diesem Zweige anerkannt.

Verlag von Eduard Frensdorf in Breslau. Für Knaben und Mädchen von 10-15 Jahren. Frensdorf's Jugend-Bibliothek in Quartalförmen. Die Erzählungen dieser Sammlung, welche jetzt 69 Bändchen umfasst, sind eine vorzügliche, Geist und Gemüth der Jugend bildende Lektüre.

STOLLWERCK'S CHOCOLADE & CACAO'S. In allen Städten Deutschlands. Nur die besten Cacao-Sorten werden verarbeitet. Puder-Cacao, absolut rein und schadenfrei, daher leicht verdaulich.

Gebr. Stollwerck, Köln. Unsere Kaiser-Chocolade (per 1/2 Kilo 5) ist das Beste, was in Chocolade gefertigt werden kann. Dépôt-Schilder kennzeichnen die Verkaufsstellen, woselbst auch wissenschaftliche Abhandlungen über den Nährwerth des Cacao erhältlich sind.

Poesie! 3. e. denn, erst, Zeitlich, sind Romane, Romane, Gedichte, Abhandl. u. l. w. Hermsd. Grotz, bis 1. März 81 u. s. 12 an Rudolf Mosse, Coblenz.

Praktisches Weihnachtsgeschenk! Unentbehrlich für jeden Haushalt. N. Jacobsohn's Patent-Spar-Schreibzeug. Mit Tintenschloß, ausreichend für 5 Jahre täglichen Gebrauchs. Preis per Stück aus: Metall mit Holz-Unterlag 3.-, Metall zum Einsetzen in Schül- und Bureau-Schreibstische 3.-, Metall mit Zeller-Unterlag 4.-, Porzellan, decorirt 4.50, Metall mit Federhalter-Aufsatz 6.-, Metall mit Federhalter-Aufsatz und Aufschräger 7.50, Daffelbe belegen in cuivre-poli 20.-

Das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, LEIPZIG. 9 Neumarkt LEIPZIG 9 Neumarkt 9 versendet. nachstehende Waarengattungen direkt an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an, in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den illustrierten Preis-courant von dem Versandtgeschäft Mey & Edlich, Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franko an Jedermann gesandt wird.

Specialitäten des Versandt-Geschäfts MEY & EDLICH, Leipzig: Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen, Manschettenknöpfe mit Eindrehschuss und Feder, Shirts, Chiffons und Hemdentuche, Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder, Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben, Weiße Batist-Cravatten für Herren, Bunte Satin-Cravatten für Herren, Rüschen von Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen, Chocolade; Mey's Cacao pulverisirt, Schwarzer Chinesischer Thee, Biscuits und Waffeln, Toilette-Seifen und Parfüms, Leinene Oberhemden-Einsätze, Herren- und Knaben-Oberhemden, Leinene Handtücher, Leinene Wischtücher, Hausleinen, Prima geklärt Creas Leinen.

Privatleute kaufen ihren Bedarf an leinenen Taschentüchern, Reinwand, Handtüchern, Tisch- und Schürzen etc. am besten und billigsten aus der bekannten Leinwandfabrik von Wilhelm Bertram, Tauban, oder dessen autorisirten Vertretungen. Mein Geschäft ist ausschließlich zum Verkauf an Private eingerichtet, so daß auch die kleinsten Aufträge auf das Sorgfältigste effectuirt werden. Muster und Preislisten stehen gratis und franco zu Diensten.

Männer von Hochblumen - geführt auf Experimente - mit uns überein, daß ein abgekochtes Quittenschild das allein richtige Bescheidungsamt ist. Unsere neugeknoteten Quittenschilder sind daher in Bezug auf Autorität als die gesunden, angenehmen, dauerhaften, reinlichen und billigen Unterleider bezeichnet worden. Preisliste und Zeugnisse gratis. Karl Mez & Söhne, Freiburg in Baden.

Prämiirt Dresden 1879. Feinstes neues Aepfel- und Traubengelée. Verkauft für Butter, offerirt in Fässern v. 12 1/2 und 25 Kilo zu 1 Mark per Kilo. Fässern u. 4 Kilo Netto-Inhalt franco zu 5/2 Mark per Stück unter Nachnahme.

Wirk & Zimmermann, Rheinische Obgelée-Fabrik, Rülheim a. Rhein. WIE stillt man d. Ausfallen d. Haare sofort? besichtigt man abnorme Rötthe d. Nase? Wissenhaft! 124, 240, 3 d. d. Verlag v. Union, Dresden.

Die Maschinenfabrik von Vaass & Littmann, Halle a/S. empfiehlt ihre patentirten Eismaschinen zur Erzeugung von krystallklarem Eis bis 1000 Kg. per Stunde, zur Erzeugung kalter Luft, um Kammlichkeiten abzukühlen, zur Kühlung von Flüssigkeiten. Mineralwasser-Apparate zur Erzeugung aller Mineralwasser, müssigenden Getränke und Weine, ferner Wasserpumpen und Dampfmaschinen. Prämiirt auf allen grösseren Ausstellungen. Illustrierte Preis-Courante auf Anfragen gratis.

Uhrenverlagsgesellschaft von Ed. Gedler, Kaufmann (Bayern). Beliebte folgende Sorten vorzüglich regulirter Taschenuhren unter Garantie zum Fabrikpreis: Silberne Cylinderuhren, Kronenuhren, 14 K., gewöhnlicher Kalenderpreis 22-25 K., Silberne Ankeruhr mit Goldrand 23 K. 80 Pf., Cylinder-Remontoir 24 K., Kalenderpreis 32 bis 40 K., Cylinder-Remontoir mit Goldrand 25 K., Anker-Remontoir 35 K., mit Silberm. Staudbrüel 37 K., Cylinder-Remontoir, metall. Feigerstellung mit Mechanik 15 K., Goldene Herren-Anker-Remontoir 65 K., Goldene Damen-Remontoir 47 K., Goldene Taschenuhren 30 K., Silberne Taschenuhren 18 K., Edelsteine Uhren jeder Gattung werden auf's Beste reparirt.

Patent Stahldraht-Kopfbürsten pro Stück M. 2.50. Stahldraht-Taschenbürsten pro Stück 100 u. 75 Pfg. Metalldraht-Scheuerbürsten pro Stück M. 1.25. Metalldraht-Küchenschrapper pro Stück M. 3.-. Metalldraht-Kartätschen pro Stück M. 3.-. Stahldraht-Besen pro Stück M. 3.50. 4.50. Versandt gegen Nachnahme HESSEL & MÜLLER Chemnitz-Gablenz.

Waffen. Revolver in allen Systemen u. Größen, Jagdgewehre in verschiedenen, Feuerzug u. Centralfeuer, (Sawalier) Büchsen, Schellenbüchsen, Flober-Salobüchsen, gründliche Technis, Wind- u. Bolzenbüchsen, Schless-Sparierstücke, Stockbüchsen, Lefauchaux-Pistolen, Terzerole, Flober-Pistolen, Revolver-Portemonnaies, Schlagringe, Todtschinger, Lebensvertheidiger, Doleh- u. Degenstücke, Säbel, Hirschfänger, Waldmesser, Dolchmesser, Fechterklingen u. Utensilien, Patronen u. Munition aller Art zu allen Schulwaffen, sowie sämtliche Jagdartikel u. Requisiten für Jäger u. s. empfiehlt die Waffenfabrik von F. W. Ortman in Solingen. Zustübel, Preislisten versende franco u. gratis.

Monogramme. Papiere in hochleganter farbiger Ausführung, 50 Bog. 50 Cms. ff. Bildet in geschmackvoller Rafferte 3 B. - Sämtliche Buchstaben am Voger. Papier-Handlung Carl Fraenkel, Berlin W. 374, Französische Straße, Katalog über Neuheiten gratis.

Eigene Arbeit! Preisgekrönt Düsseldorf 1890 für „hervorragende Leistung“. Violinen von 4-30 K., berühmte Meister 30-200 K., Hogen 1-30 K., Etuis 3 1/2-40 K., Gitarren 4-50 K., Saiten von vorz. haltbarkeit. Garantie! Die patent. Stämme Violine u. Studiren (eigene Erfindung), Bratschen, Cello und Bässe. Reparaturen! Empf. von Wilhelm, Sarasin, Sauer, Singer etc. Export! Wiederverk. Rabatt. Preis-courante franco. Gebrüder Wolf, Saiten-Instrumentenfabrik Creuznach.

Das beste und billigste Weihnachtsgeschenk für Raucher. Sind meine selbstverfertigten guten, echt amer. Viantagen-Cigarren, v. Regens gearbeitet auf der Insel St. Antonio. Durch besonders güt. Wohlthätigkeit liefern zu billigen Preisen 2 Sorten, Ia K. 42, IIa K. 37, 50, pr. 100 in Röhren zu 500 und 1000 Stück gepack. Versandt gegen Nachnahme nach allen Richtungen. Die Cigarren nehmen in nicht temperirendem Zell franco reiten. Hugo Paprik, 270 Berlin O., Stralauerstr. 51a.

C. Domloose & M. bei S. Busch, Berlin. 360

Neuester Luxartikel! Wiederholende Festgeschenke für Raucher! Wunder-Cigarren-Spitzen aus bestem Weichselholz, Preis pro Stück nebst 25 Zauberbildchen nur 90 Pf. Mit Bernstein 35 Pf. nebst 25 Zauberbildchen. Zu Weihnachten empfehle folgende Ausgaben: I. Hochleg. Carton mit 3 Stück echt Weichselholz-Bernstein-Spitzen (für Cigarren u. Cigarretten) nebst 200 Zauberbildchen 1.50. II. Eleganter Carton mit 2 Stück echt Weichselholz-Bernstein-Spitzen (für Cigarren u. Cigarretten) mit 100 Zauberbildchen 1.30. Weg. Günstig. v. Weg. v. H. Gossner in Halberstadt. Jedermann lasse sich seinen Preis-courant über Festgeschenke kommen.

Cölnener Dombau-Lotterie, 75,000 Mark Hauptgewinn bares Geld. Loosé à 3 K. 50 Pf. vertheilt gegen vorherige Einzahlung oder Nachnahme des Betrages A. Fuhs, Hauptagent, Kühlen a. d. Ruhr.

Wer reich werden will, muß vor allem gut u. schnell rechnen können. In G. A. Mayer's Buchhandlung in Köln erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben: Der geschickte Schnellrechner, oder die Kunst, in acht Lektionen alle im praktischen Leben vorkommenden Rechnungen auf schnelle und sichere Weise zu lösen. - Reicht Maß- und Gewichtstabelle u. Zweite verb. Auflage. Von G. A. Mayer. Preis 60 Pf. (Bei Franco-Einblendung des Betrages folgt Franco-Zusendung mit Kreuzband.)

Abgeklimmte Concert-Harmonika! (neuer verbeesserter Konstruktion). worauf auch von jedem nicht musikalisch Gebildeten sofort die schönsten Melodien hervorgebracht werden können. Inl. Anweisung hierzu. Nr. I. II. III. Preise pr. Stück K. 3.- 5.50 7.50. Wiederverkäufer Fabrikpreise. • Versandung gegen bar oder Postnachnahme. • Einzige und allein nur zu beziehen von Klingl & Baumann in Wien.

Julius Hertig, Fonds- u. Lotterie-Geschäft, Hamburg. Preise! Und wiederum bei Hertig „Glück“ - Proletie gratis und franco.

Portrait in Lebensgröße, Kreide- oder Oel-Planer, werden nach jed. einget. Bild, auch v. Verstorbenen, auf d. feinste u. sorgfältigste angefertigt. Die getrocknete Lebensgröße u. garantirt. Preis 10 K. franco. Verh. Institut von K. Fath in Halberstadt.

Beirath. Ein junger Mann aus alter arth. Familie, mit edlem Charakter und feinem Neuen, wünscht sich mit einer vermögenden u. Dame zu verheirathen. Briefe mit Photogr. beschwert unter P. K. A. U. die Exp. d. W. 411. Der Haarschwund. Aerztlicher Rathgeber bei allen Krankheiten der Haare, sowie der Kopfhaut. Anatomische, physiologische und pathologische Beobachtungen am menschlichen Kopfe des gesunden u. kranken Haars. Text, deutsche u. französische Ausgabe. Ist gegen Rotourmark gratis-franco zu beziehen vom Verfasser. Edm. Bühligen, Leipzig. Für Männer jeden Alters sehr wichtiger Rathgeber. Künftig bequemer und einfacher zu gebrauchen, sowie viel leichter und billiger zu beschaffen. 50 Pf. in Briefmarken. Generalagent Bühligen in Nürnberg. 360